1997

Hans-Walter Scheffler
Zum Malochersteak in die Neue Mitte / Die Wiedergeburt der Stadt der guten Hoffnung 26

Michael Schmitz
„ICH PHOENIX“ Symbolhaft für das Revier / Das Kunstereignis im Gasometer 30

Dietrich Behrends
Stadtbaurat rettete Esel aus dem Schlachthof / Hundert Jahre Kaisergarten 34

Helmut Kawohl
Jetzt kommt wieder die Tram / Die Straßenbahn ist das Symbol für die neue STOAG 43

Carsten Oberste-Kleinbeck
Die mit Erfolg tanzen / Der TC Royal – ein sportliches Aushängeschild Oberhausens 47

Peter Hoffmann
St. Clemens: Wallfahrtstätte seit 1744 / Vom Gnadenbild „Mutter vom guten Rat“ und dem Hagelkreuz in Sterkrade 51

Sascha Unger
Der Wind dreht am Rad der Geschichte / Baumeister-Mühle ist ein historisches Juwel 55

Klaus Müller
Stars in der Arena / Deutschlands modernste Veranstaltungshalle steht in der Neuen Mitte 58

Nicole Schauerte
Für Hilfe ist nie zu spät / Kindergarten Alsbachtal bietet Behinderten ein Stück Normalität 62

Goetz Bornmann
In den alten Kneipen brummt’s immer / Gaststättentradition: „Klumpen Moritz“ und die Distel 65

Dietrich Behrends
Dr. zur Nieden hatte Ärger mit Holten und der GHH / Straßennamen erinnert an verdienstvollen Sterkrader Bürger 68

Michael Schmitz
„Laß uns lieber noch vom Pütt erzählen“ / Friedhelm van den Mond, Oberbürgermeister von Oberhausen 72

Christian Icking
Das muß kacheln! / Sterkrader Unterwasser-Rugby-Team in der 1. Bundesliga 81

Michael Schmitz
Für Vierzig abwärts / Ein Einkaufsbummel durchs CentrO. 84

Thomas Machoczek
Ein Haus wird zum Programm / Die Internationalen Kurzfilmtage auf dem Weg zu einer neuen Identität 88

Klaus Müller
„Grüne Damen" praktizieren Nächstenliebe / Ehrenamtliche Helfer sind im Krankenhaus-Alltag unverzichtbar 92

Astrid Knümann
Ein Forum für Gleichgesinnte / 20 Jahre Kunstkreis „atelier" 96

Gustav Wentz
100 Jahre Olympische Spiele – Oberhausen seit 1928 dabei / Ein Streifzug durch die Geschichte Olympias und des Oberhausener Sports 99

Thomas Finkemeier
Für Kunst wackeln die Wände / Das Schloß erlebt eine Wiedergeburt als „Museum auf Zeit" 103

Hans-Walter Scheffler
Als das Maß voll war, kam die Meile / 10 Jahre kulinarische Leistungsschau 107

Michael Petrykowski
Ein besessener Kulturarbeiter / Walter Kurowski jazzt und zeichnet 110

Michael Schmitz
Bücher gegen den Tritt / Oberhausener ASSO-Verlag gibt anspruchsvolle Ruhrgebietsliteratur heraus 114

Helmut Kawohl
Blick zurück auf 1996 / Oberhausener Schlagzeilen 118

Für junge Leute mit Köpfchen / Programm-Palette der Stadtsparkasse für die Szene von 0-20 122

Michael Schmitz
Träumen im Flic Flac – ein Traum / Ein Circus der besonderen Art in unserer Stadt 124

OBERHAUSEN '97

Ein Jahrbuch

TITELBILD:
Architektonisch anspruchsvoll: Die Straßenbahn- und Bushaltestelle „Neue Mitte"

RÜCKSEITE:
Der Liricher Hafen, eine Idylle für viele Sportskipper

HERAUSGEBER:
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen – Bereich Öffentlichkeitsarbeit –
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtsparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages

KONZEPTION UND REDAKTION:
Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG:
Claus Schneider

FOTOS:
Archiv Dietrich Behrends · Manfred Ehrich · Frank Elschner
Werner Joppek · Michael Neuhaus
Privatarchive · Stadtarchiv Oberhausen
Stadt Oberhausen – Jochen Emde · Thomas Thöne · WAZ-Archiv
„Kleine Träume" Max Baumann

HERSTELLUNG:
Reproduktionen, Satz und Druck
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09

Dezember 1996

DRUCK- UND VERLAG GMBH
OBERHAUSEN

Kleine Träume

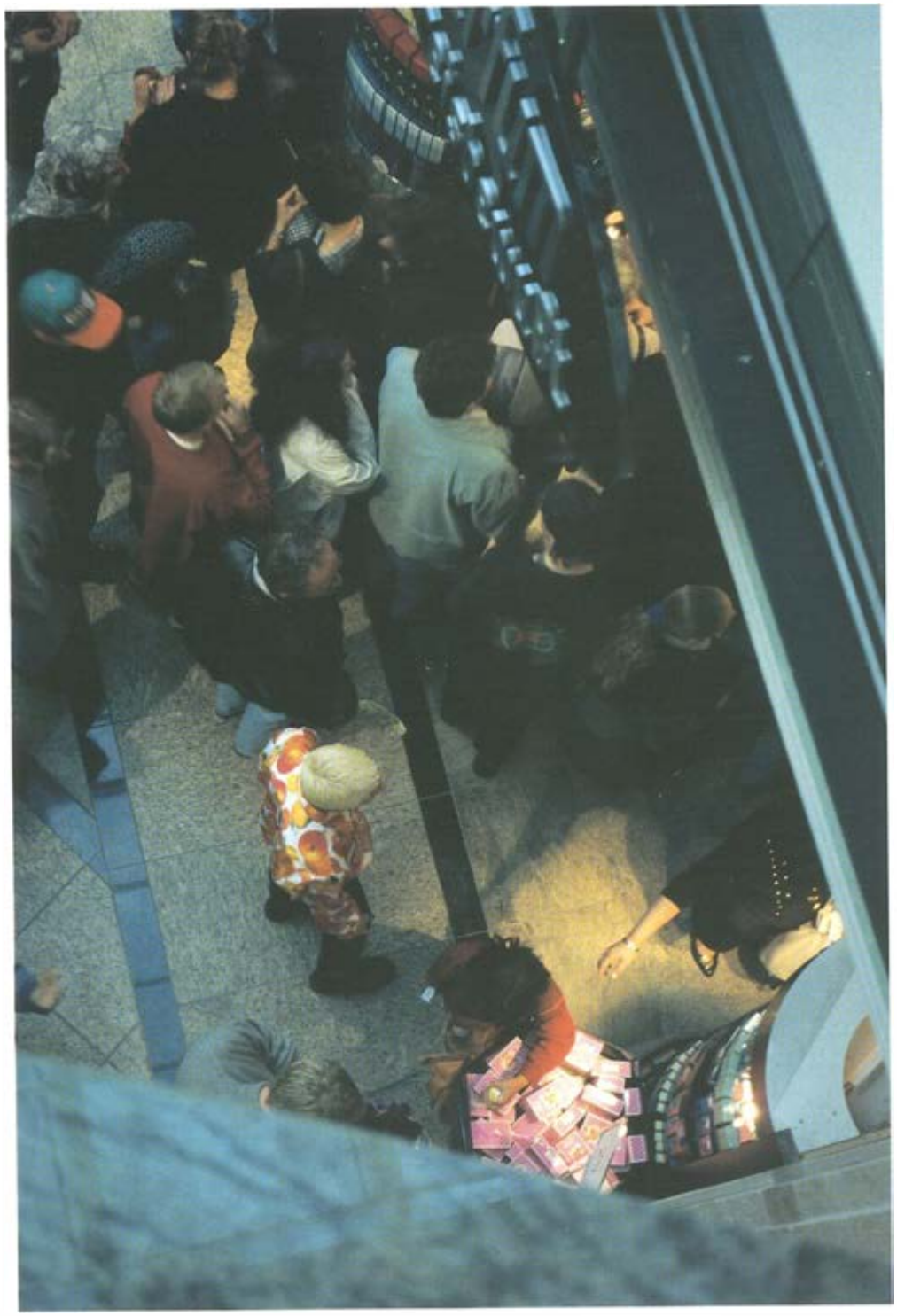
las der Leipziger Fotograf Max Baumann im CentrO. von Kindergesichtern ab. Die Entdeckungsreise zeigt völlig unerwartete Facetten einer Freizeit- und Konsumlandschaft. Im Rummel der ersten Monate kommen Momente des Innehaltens zum Vorschein, werden kleine Oasen der Besinnung sichtbar. Zwei Welten, die da ganz versöhnlich aufeinandertreffen.

Ich habe alles im Griff.

Wer ist denn Marilyn Monroe ?

Ich sag's durch die Blume.

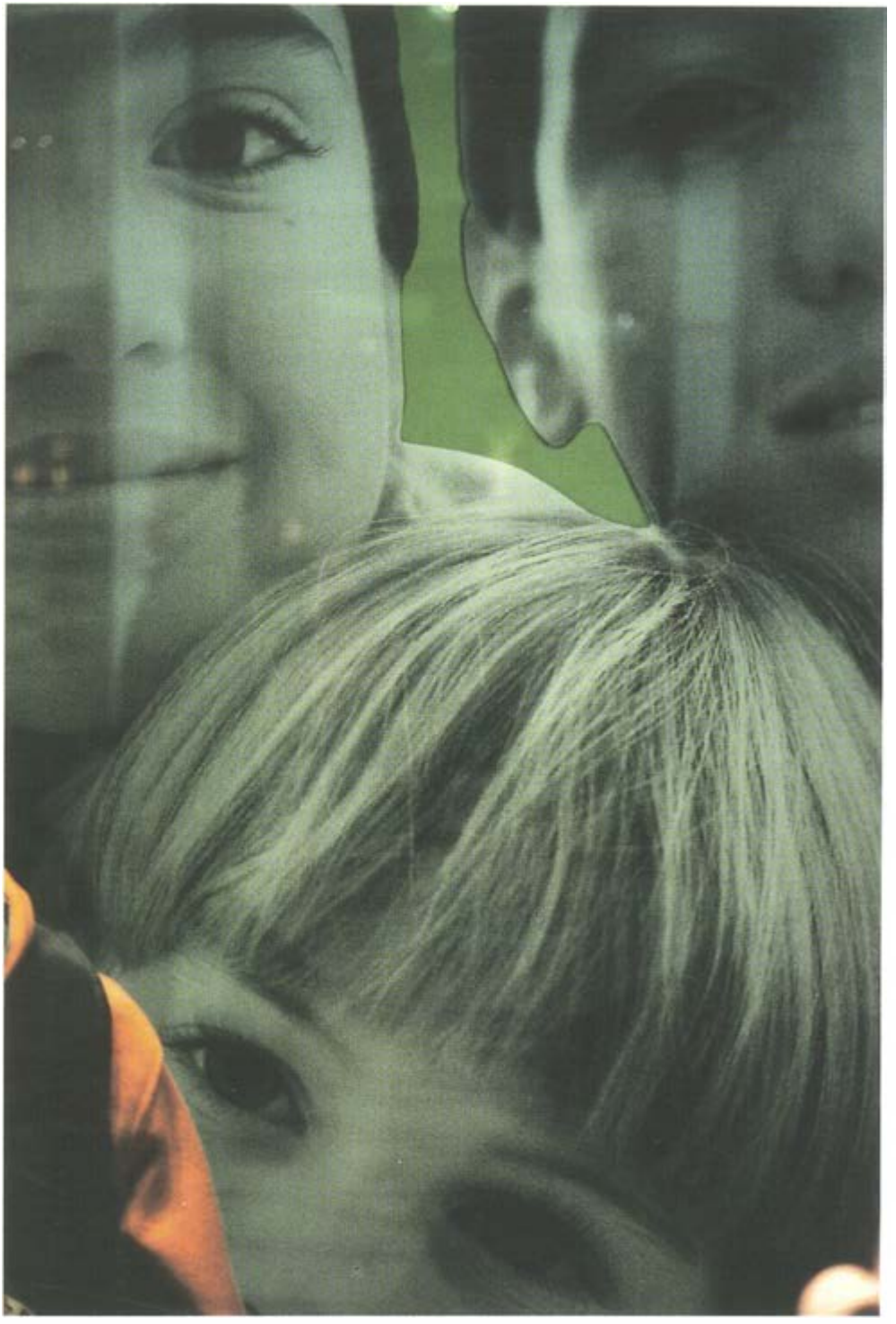
Ein Engel auf Reisen.



Da möcht' ich auch gern' rein.

Ich finde alles zum Gähnen.

Irgendwie fühle ich mich ausgelutscht.



Einer von denen könnte
mein Freund sein.

Pick' mich nicht.

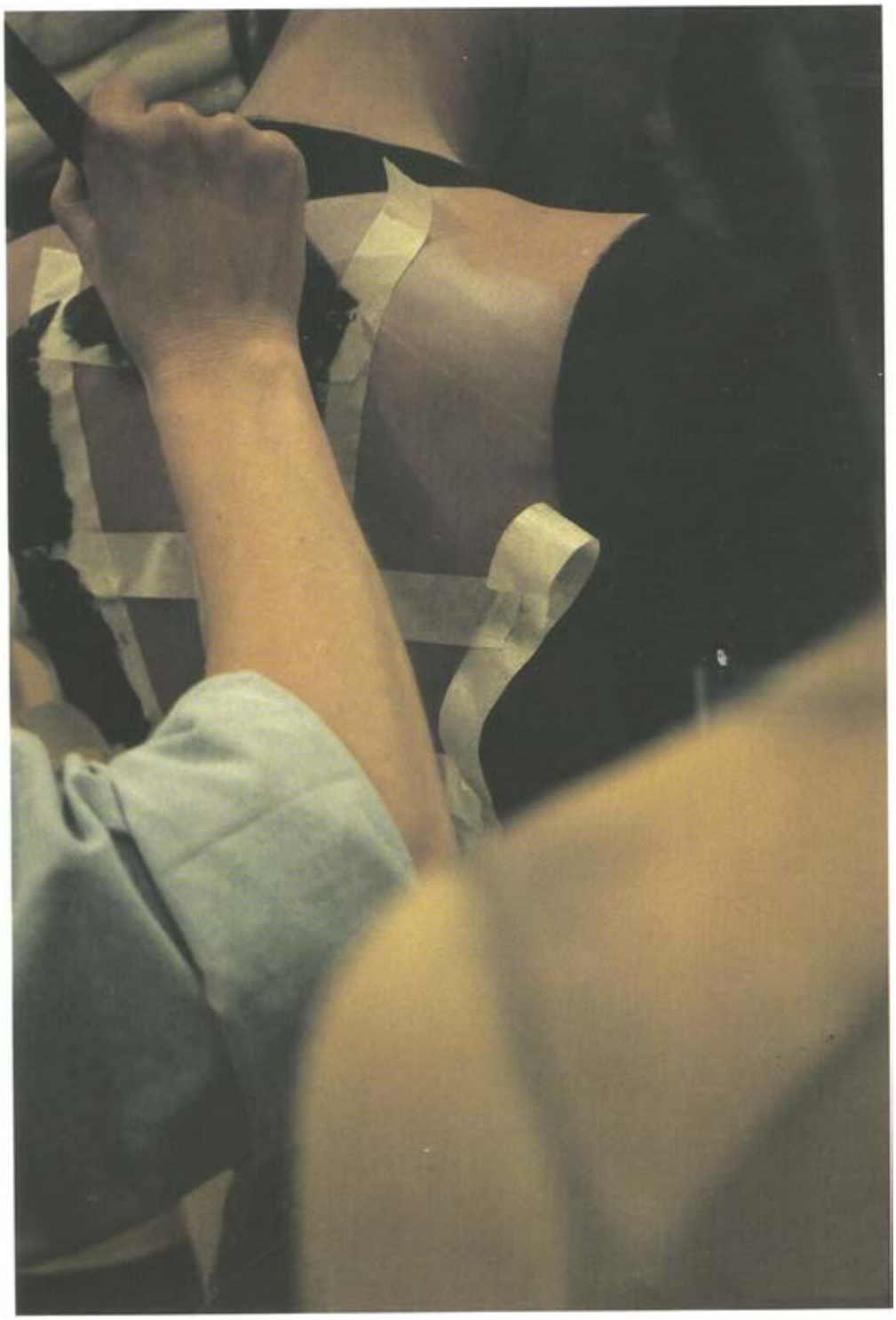
Mama trägt alles.

Haarige Kiste hier.

Bitte irgendwas gegen kalte Füße.

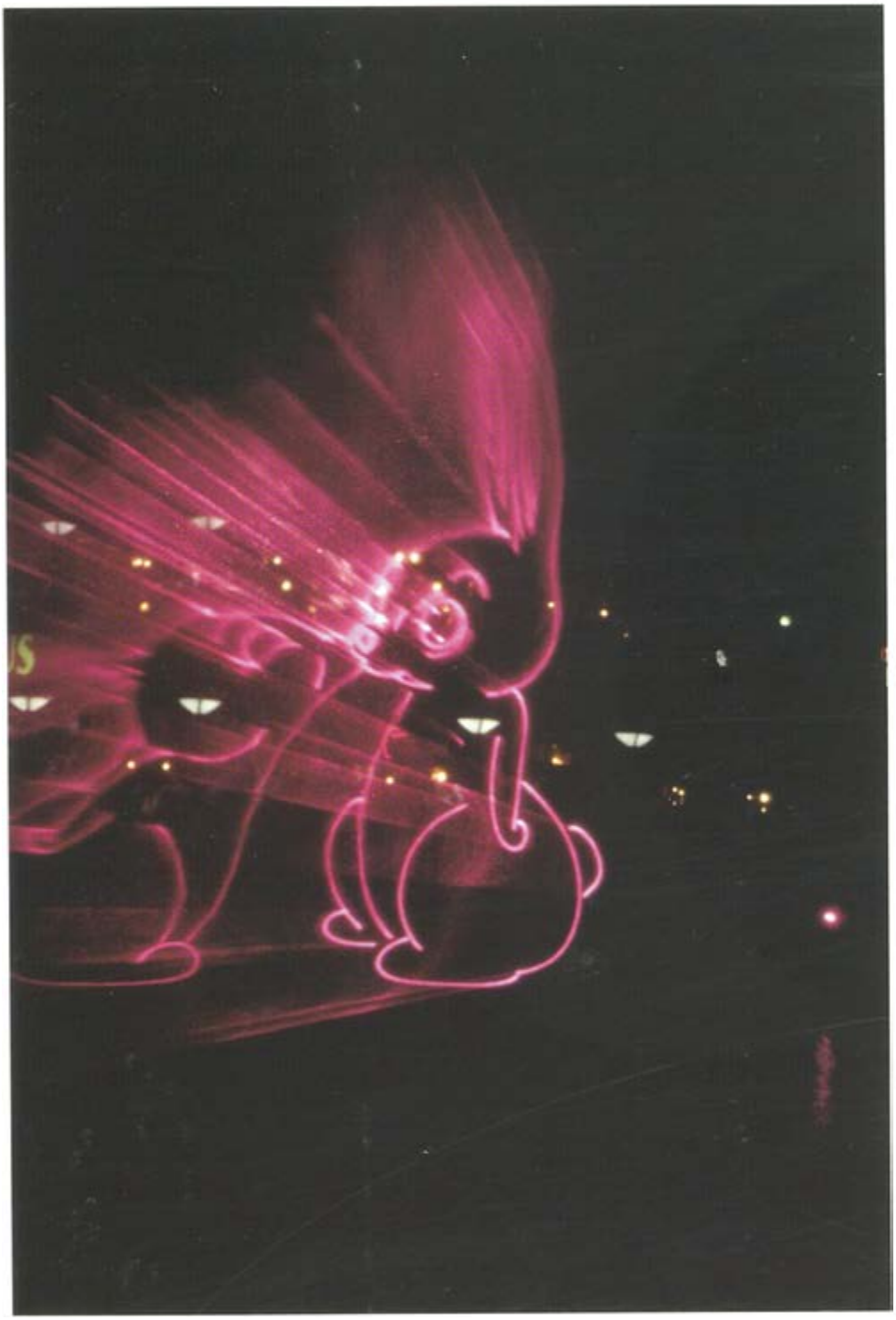
Einer von denen wär' doch was für uns.

Ich mach' Dir gleich Beine.



Nimm' Deine Hand da weg.

Bald ist alles sauber.



Licht aus, Spot an

Ich will nach Hause.

ZUM MALOCHERSTEAK IN DIE NEUE MITTE

Die Wiedergeburt der Stadt der guten Hoffnung

HANS-WALTER SCHEFFLER

Der frühere Oberhausener Gastronom Wilhelm Vogel hatte sich nur im Datum, nicht in der Sache geirrt: als er 1992 von Gesprächen aus Sheffield zurückkehrte, sagte er: „Ich habe Herrn Healey gefragt, ob die Neue Mitte am 11. Mai 1996 um 10 oder um 11 Uhr geöffnet wird. Er hat geantwortet, daß es bei 10 Uhr bleibe." Man schrieb nicht den 11. Mai, sondern den 12. September, als es für über 230 000 Besucher auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände hieß: ab durch die Mitte.

Auch Oberstadtdirektor Burkhard Drescher behielt recht. Er formulierte 1991: „Als 1758 Freiherr von Wenge die Antony-Hütte eröffnete, hatte er 17 Jahre der harten Auseinandersetzung hinter sich. Vor allem die Nonnen aus Sterkrade wollten das Projekt verhindern, weil sie Gefahr für die Wasserqualität ihrer Teiche sahen. Auch unser Vorhaben wird nicht ohne Widerstände leben, wenngleich die Nonnen andere Kleider und andere Berufungen haben werden."

So kam es: Bevor es ab durch die Neue Mitte ging, waren juristische Hürden zu überwinden, sollte versucht werden, Oberhausen die Zukunft zu verbauen. Es war nicht leicht für die Stadt und ihre politisch Verantwortlichen, nach dem Triple Five-Schock wieder auf die Beine zu kommen. Ohne Finanzminister Heinz Schleußer hätte es wohl keine Neue Mitte gegeben. Was er mit stiller Diplomatie einfädelte, mußte fortan Oberstadtdirektor Drescher in vorderster Front durchboxen. Das war ein hartes Geschäft in einer Stadt, in der oft genug zu wenig Optimismus verbreitet wurde. Dabei würde es diese Stadt der guten Hoffnung ohne Pioniergeist nicht geben.

Im September war es per Ratsbeschluß amtlich: Mit der Neuen Mitte hatte Oberhausen offiziell einen neuen Stadtteil bekommen, zu dem auch der Grafenbusch zählt. Damit bekam die Stadt zwar kein neues Herz, aber doch einen wichtigen Herzschrittmacher für den Strukturwandel.

Nicht nur Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und Oberstadtdirektor Drescher zeigten sich überzeugt davon, daß die Oberhausener/innen die Neue Mitte annehmen werden. Manche erinnerten sich an die Aussagen des renommierten Gutachters Dr. Hartmut Danneberg von 1992: „Viele haben Angst vor der Neuen Mitte, aber die müssen wir ihnen gemeinsam nehmen. Ein Dahindriften im Nichtstun wäre absurd. Es muß geklotzt werden in der Neuen Mitte. Oberhausen braucht ein Großstadtdenken." Ende 1991 hatten Gutachter „alarmierende Defizite" in der Stadt ausgemacht: Zwei

Die Chronik der Neuen Mitte

1991: Der Investor Stadium erwirbt das ehemalige Thyssen-Gelände über die Grundstücksentwicklungsgesellschaft Oberhausen (GEG).
24.9.92: Beginn der Abbrucharbeiten alter Werksanlagen auf dem 83 ha großen Areal.
8.2.93: Verabschiedung des Bebauungsplans.
24.8.93: Offizieller Baubeginn.
Spätsommer 1994: Rammen von 7 000 Pfählen zur Stabilisation des Bodens, Aufstellen von 43 Hochbaukränen.
24.9.94: Grundsteinlegung.
22.9.95: Richtfest.
12.9.96: Eröffnung des CentrO. in der Neuen Mitte.

Mitten in Oberhausen: die 400 m lange Promenade mit 20 internationalen Gastronomiebetrieben, dahinter die moderne Arena

Drittel der Oberhausener waren mit den Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten in ihrer Stadt nicht zufrieden. Für einen Restaurantbesuch suchten über ein Viertel der Befragten, für einen Einkaufs- oder Schaufensterbummel drei Fünftel eine andere Stadt auf. So viel Kaufkraftabfluß tut keiner Stadt gut.

Spätestens am 12. September 1996 war Oberhausen wieder zu einer Stadt der guten Hoffnung geworden. Aber auf dem Weg von der ‚Wiege der Ruhrindustrie' zum Motor der Dienstleistungsindustrie war sie damit noch nicht übern Berg. Angesichts einer Arbeitslosenquote von 14,6% bleibt es eine schwierige Aufgabe, die Stadt im sozialen und wirtschaftlichen Gleichgewicht zu halten und möglichst viele Mitbürger bei dem rasanten Strukturwandel mitzunehmen. Auch war allen Verantwortlichen klar, daß die gewachsenen Stadtteile nicht auf der Strecke bleiben dürfen. Denn, wie es der Katholiken-Ausschuß einmal formulierte, der „Mensch lebt nicht von Brot und Show allein."

Ein stolzer Tag

Die Bürger stimmten mit den Füßen ab: Nach sechs Einkaufstagen zählte die Neue Mitte eine Million (!) Besucher, Oberhausen sorgte bundesweit für positive Schlagzeilen. In Anwesenheit von NRW-Ministerpräsident Johannes Rau nannte Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond den 12. September 1996 einen „stolzen Tag für Oberhausen". Oberstadtdirektor Burkhard Drescher beschwor, mit Blick auf die touristischen Angebote der Region, das Bewußtsein der Gemeinsamkeit und erklärte: „Ein Mann aus England hat uns allen gezeigt, daß es möglich ist, durch unternehmerischen Mut Zukunft zu gestalten. Kein Bürokratismus oder Nachbarschaftsneid hat diese Investition gestoppt." Einen Tag zuvor hatte Investor Eddie Healey seinen Sohn Paul bei der Pressekonferenz entschuldigt: Seine Anwesenheit

bei den letzten Arbeiten vor Ort sei noch vonnöten. An den Tagen nach der Eröffnung sah man einen freundlichen Herrn über die Promenade der Neuen Mitte gehen, der zuweilen auch Papier aufhob: es war Eddie Healey.

Kurz vor Eröffnung der Neuen Mitte war dem Investor ein wichtiger Schachzug gelungen: Die Coca Cola GmbH Deutschland will ihre neue Hauptverwaltung in der Neuen Mitte bauen. In 18 Monaten Bauzeit soll ab Frühjahr 1997 an der Kreuzung Osterfelder-, Essener Straße der neue Firmensitz für 550 Mitarbeiter entstehen. Oberhausen hatte dieses Rennen u.a. gegen Essen gewonnen.

Die Eröffnung der Neuen Mitte geriet zum Volksfest. Das Einkaufszentrum CentrO. und die STOAG vereinbarten einen viertägigen Nulltarif in Bussen und Bahnen, das befürchtete Verkehrschaos auf den Straßen blieb prompt aus. Die Neue Mitte wird alle 90 Sekunden vom ÖPNV angefahren.

Die Besucher erwartet im CentrO. auf einer Nettoverkaufsfläche von 70000 Quadratmetern ein interessanter Mix von 200 Geschäften. Von 20 internationalen Einzelhändlern nutzten allein zehn das CentrO. für ihre Deutschlandpremiere. Für Einkaufsspaß sorgten u. a. singende Tomaten, quietschende Gurken und ein Banjo spielendes Pferd. Allein in der Coca Cola-Oase finden in mediterranem Ambiente 1200 Gäste Platz. Auf einer Länge von knapp 400 Metern, zwischen Einkaufszentrum und Park gelegen, erstreckt sich die Promenade, der kulinarische Treffpunkt der Neuen Mitte. An den Eckpunkten der Promenade liegen die Veranstaltungshalle Arena mit 11500 Sitzplätzen und das Warner Brothers Kino mit insgesamt 2500 Plätzen. Ein Drei-Sterne-Hotel mit 140 Zimmern, zwei Tankstellen und nicht zuletzt die geplante Produktion von Smart-Autos ziehen ebenso Besucherscharen an.

Ein gewaltiges Medieninteresse begleitete die CentrO.-Eröffnung. NRW-Ministerpräsident Johannes Rau zerschnitt mit der Stadtspitze das Band, 2. v. l. Investor Eddie Healey.
Rechts: Arnold Schwarzenegger kam zur Einweihungsparty seines „Planet Hollywood".

Piratenschiff im Park

Allein die Front des Einkaufszentrums besteht aus 2,5 Millionen Ziegeln. Im Inneren bestimmen großzügige Glasflächen, aufwendige Stahlkonstruktionen und fast 16000 Quadratmeter Natursteinböden das helle Bild der Mall. Licht und Wärme fluten tagsüber durch rund 20000 Quadratmeter Glas in das Einkaufszentrum, bei Nacht lassen sie fast 11000 Leuchten erstrahlen. Für die Kunden stehen 10500 kostenlose Parkplätze zur Verfügung. Auf acht ha Fläche erstreckt sich der Freizeitpark. Dessen drei Bereiche Asiatischer Garten, Farmers Garten und Schöller Abenteuerinsel werden von 10000 Quadratmetern Wasserfläche durchzogen. Bei dem 8,4-Millionen-DM-Projekt wurden 700 t Felsen, 8 260 Rosenstöcke, elf verschiedene Kirschbaumarten, 2 500 Heckenpflanzen, 40000 Quadratmeter Rollrasen und 14000 Sommerblumen verarbeitet. Der Asiatische Garten bietet mit seinem 25 m hohen Pagodenhügel den Besuchern einen herrlichen Ausblick. Auf der Abenteuerinsel können Kinder ein Piratenschiff entern, es

230.000 Besucher strömten am 12. September 1996 durch das neue Einkaufszentrum.

wurde von Schiffsbauern aus der Türkei originalgetreu nachempfunden. Der Farmers Garten lockt u.a. mit sechs Grillhütten, einer 380 m langen Traktorbahn und einem klassischen englischen Irrgarten. Unmittelbar am Wasserlauf der Promenade gelegen, erwarten ein Chinarestaurant, der Irish Pub und das Brauhaus durstige und hungrige Gäste.

Im Rahmen der neuen Nutzung des ehemaligen Thyssen-Geländes war es von Anfang an Ziel der Investoren, eine möglichst große Menge vorhandener Bau- und Erdsubstanzen wiederzuverwenden. 750000 t Beton und Mauerwerk wurden nach Umweltprüfungen als unbedenklich für den Wiedereinbau eingestuft. Ebenso konnten 47000 t Stahlschrott und Monierеisen über ehemalige Werkstraßen und Gleise in das gegenüberliegende Elektrostahlwerk transportiert und dort eingeschmolzen werden.

Das bundesweite Presseecho fiel für die Stadt günstig aus. Ein Boulevardblatt jubelte gar: „Jetzt ist Oberhausen Weltstadt." Aber auch die „Wirtschaftswoche" meinte: „Ausgerechnet Oberhausen die neue Boomtown im Revier? Sicher, da war das Grundstück, die gute Lage im Schnittpunkt von Rhein- und Ruhrgebiet, ein pfiffiger Oberstadtdirektor. Doch auch das politische Klima war günstig für die Wiedergeburt der einstigen Stahlmetropole. Seit 18 Jahren wird die Stadt vom selben Oberbürgermeister, Friedhelm van den Mond, regiert, und kaum eine NRW-Kommune genießt einen so großen politischen Rückhalt in der Landesregierung."

An die Geschichte des Thyssen-Geländes erinnert derweil nur noch eine Speisekarte. Sie lädt zum Malochersteak, Panhas am Schwenkmast und dem Anschläger sein Mittach ein.

»ICH PHOENIX« SYMBOLHAFT FÜR DAS REVIER

Das Kunstereignis im Gasometer

MICHAEL SCHMITZ

Da gibt es einen sagenumwobenen Vogel, der alle 500 Jahre von Indien aus zum Sterben ins ägyptische Heliopolis kommt, um sich dort selbst zu verbrennen, als junger Vogel aus dem Feuer wiederaufzuerstehen und in die fernöstliche Heimat zurückzufliegen. Der Vogel hat einem Kunstereignis im Gasometer seinen Namen geliehen: Phoenix. „ICH PHOENIX" hieß die Ausstellung, die zwischen Mitte Mai und Anfang November 1996 fast 100000 Besucher in eines der größten und bedeutendsten Industriedenkmäler des Ruhrgebietes lockte.

Beispielhaft der Vogel, für das Revier. Man legt sich ab zum Sterben und erwacht, verjüngt, zu neuem Leben. Die 14 Künstlerinnen und Künstler der ebenso außergewöhnlichen wie bei Publikum und Kritik auch umstrittenen Ausstellung symbolisierten Vergehendes und neu Entstehendes im Revier nachgerade kongenial. Auf der untersten Ebene dokumentierte die Installation „Mundus Subterraneus" der Pariser Künstler Anne und Patrick Poirier und der Musikgruppe lightwave das Ende des Industriezeitalters. Von schwarzem Wasser umspült, ragten die Reste einer versinkenden Landschaft mit Hochöfen und Fördertürmen hervor. 24 Teleskope öffneten vielfältige und dennoch räumlich begrenzte Blickwinkel auf diese Insel der Vergänglichkeit, jede Bewegung der Fernrohre löste ein mystisches Klanggebilde aus, in das sich metaphernschwere Wortfetzen voller Melancholie webten. Die Stahlscheibe, obwohl vier Meter hoch über dieser Insel fest verankert, schien letztes Leben der rauchenden Schlote und leise weinenden Industriebahnen zu erdrücken.

Auf dieser Scheibe, die einst das Industriegas herunterdrückte, breitete sich die Gegenwart in vielen Schattierungen aus. Der Düsseldorfer Thomas Ruff belichtete in seinen Restlichtfotografien den Gasometer und sein nächtliches Umfeld. George Rousse aus Paris malte Waschkauen und Besprechungsräume geometrisch genau aus und fotografierte seine Motive dann von dem Punkt aus, in dem Malerei und Raum zusammenkamen. Und mitten im Wandel fortschreitender Technologien der Mensch, Marie-Jo Lafontaines Porträts von Kindern, die die Vergangenheit nicht mehr aus eigenem Erleben kennen und die Zukunft noch nicht begreifen können, ihr Wissen allenfalls aus Geschichtsbüchern beziehen konnten. Mit ihrem verborgenen Wissen, schrieb Ausstellungskurator Uwe Rüth, Leiter des Skulpturenmuseums im Glaskasten Marl, zu den beklemmenden Studien der Belgierin, erscheinen sie reifer als die Erwachsenen, und doch schwingt beim Betrachten die Trauer des Wissens mit, wie schnell diese Reife verfliegen wird. Den Gegenwartsspiegel rundeten Jochen Gerz und Esther Shalev-Gerz mit ihrer Arbeit „Das 20. Jahrhundert" ab. Über Printmedien fragten der gebürtige Berliner und die aus dem litauischen Vilnius stammende Künstlerin Bürger: Wenn das 20. Jahrhundert noch einmal stattfände, was würden Sie ändern? Eine ebenso schlichte wie globale Fragestellung, die Antworten in den Mund legte. Kein Krieg mehr, Menschenrechte achten, niemand soll mehr hungern, die Umwelt braucht mehr Schutz, Rücksicht nehmen auf Menschen. Allgemeinplätze, die individuelle Sehnsüchte, Ängste, Träume und Bedrohlichkeiten nicht erfassen konnten.

High Tech schwebte über der Gegenwart, mitten in den Gasometer hatten Michael Saup und

Anne und Patrick Poirier: „Mundus Subterraneus" (Große Rauminstallation unterhalb der ehemaligen Druckscheibe)

Rainer Plum eine interaktive Choreographie inszeniert, eine Balance von Computeranimation und Laserstrahlen. Ein sich um die eigene Achse drehender Stein wurde auf eine in mittlerer Höhe des Raumes gespannte Leinwand projeziert, seine in Farbnebel gehüllten Bewegungen und die begleitende, durch den Raum hallende Klangkulisse dirigierten die Betrachter durch Klatschen, Trampeln, Rufen.

In gut 100 Meter Höhe dann verknüpfte die Australierin Joyce Hinterding mit ihrer Installation Koronatron alte Bergbautechnologie und zukunftsträchtige Sonnenenergie. 24 stählerne Kugelpaare waren unter dem Dach angebracht. Funken und Blitze, gespeist aus Solartafeln auf dem Dach, zuckten zwischen die Kugeln, ließen sie aneinanderschlagen. Diese 24 Winde des sprühenden Globus lehnten sich an an die erste Abhandlung zur Technologie des Bergbaus aus dem 16. Jahrhundert von Gregorius Agricola. Mit den 24 Winden spürten Bergleute dereinst die Bergadern auf.

Eine Vielzahl von performanceähnlichen Aktionen begleitete die Ausstellung. Kain Karawahn legte auf dem Gelände der Zeche Osterfeld einen Feuerring von den Ausmaßen des Gasometers aus, symbolisierte das Ruhrgebiet als Feuerstelle Deutschlands. Hermann Josef Hack spannte mit einer Internet-Aktion ein virtuelles Dach über das Ruhrgebiet. Jeder sollte sich sein Stück Himmel aussuchen, kreisrunde Parzellen mit einem Durchmesser von 68 Metern wurden über Internet vergeben. Rainer Plum und Frank Niehusmann schließlich inszenierten noch eine Laser-Außenprojektion.

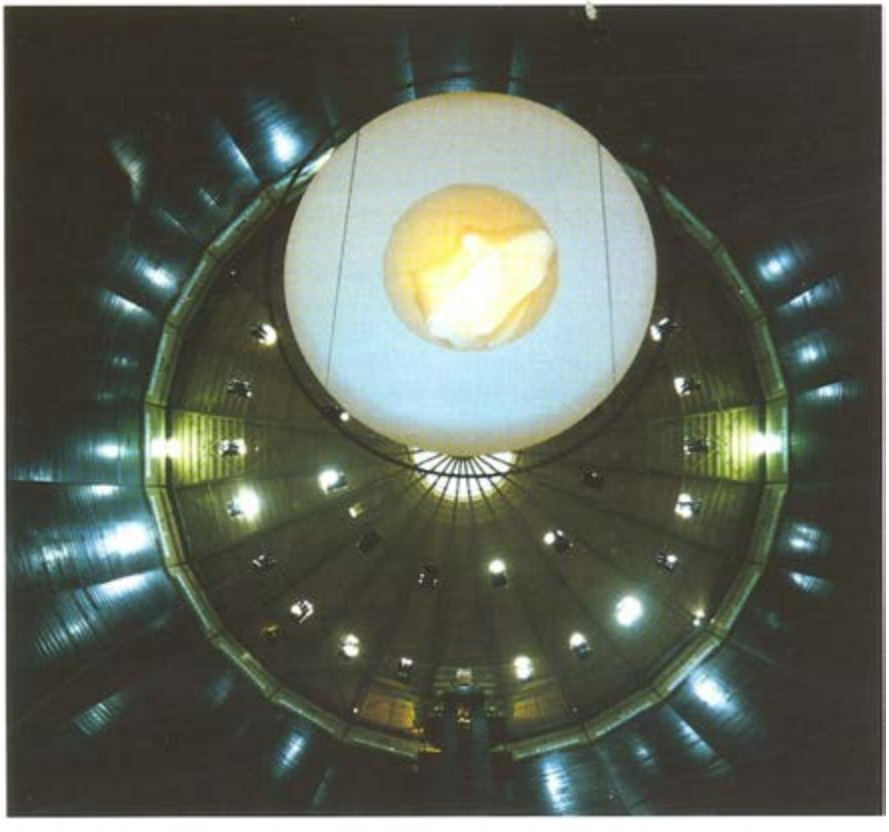
Die Resonanz der Medien auf die Ausstellung und ihren Aktionismus war atemberaubend, stellte die Beachtung der beiden Auflagen von „Feuer und Flamme" noch in den Schatten. Denn „ICH PHOENIX" dokumentierte nicht mehr 200

Kain Karawahn: Der „Feuerring"

Anna und Michael Saup, Rainer Plum (Supreme Particles): „SHIFT"

Jahre Geschichte des Ruhrgebietes und seiner Menschen, keine Meisterschalen der Königsblauen oder der Schwarz-Gelben, kein Werkzeug des Kumpels, keine Wohnstube aus der Arbeitersiedlung. Die von Unternehmen großzügig gesponserte Ausstellung weckte vielmehr das Interesse der internationalen Kunstwelt. Aber selbst Wirtschafts-Fachzeitungen wie das Handelsblatt griffen „ICH PHOENIX" auf: „Der alte Gasbehälter ist mit seiner riesigen Präsenz und Atmosphäre Anlaß, Ort und Herausforderung zugleich für eine Ausstellung, in der 14 Künstler und Künstlerinnen antworten auf den faszinierenden, aber auch beängstigenden Strukturwandel der postindustriellen Gesellschaft am Beispiel des Ruhrgebiets." Da wird dann auch Uwe Rüth zitiert: „Ich sehe in einer solchen Form des Kunstereignisses, das Ort und Raum mit thematisiert, in den nächsten 30 Jahren die einzig mögliche Form der Darstellung moderner Kunst."

Unter der Überschrift „Der Vogel flog nur ins Phantasialand" schrieb die Frankfurter Allgemeine Zeitung weit weniger gnädig: „All diese Arbeiten beziehen sich gedanklich nur auf den Ort; sie könnten ebensogut im Museum präsentiert werden. Gegenüber der ‚Phoenix'-Ausstellung hatte die Schau ‚Feuer & Flamme' den Vorzug, daß ihre Objekte, meist historische Zeugnisse, die kleine Geschichten erzählten, hier den idealen Ort fanden, ohne sich gegen den Raum behaupten zu müssen. Zweifellos hätte es jede ortsbezogene Installation schwer, diesen quasisakralen Ort zu bereichern: Zu überwältigend sind die Eindrücke der nackten Architektur. Und doch ist es enttäuschend, daß der Blick in die Geschichte so viel lebendiger und spannender ausfiel als der auf die künstlerische Gegenwart. In einer Region, die forciert auf leichte Mu-



sical-Kost mit jahrelangen Laufzeiten setzt, hätte auch der Ruhrgebietsschau ein längeres Verweilen gestattet werden können. Doch man wollte mit aufwendiger Technik und populären Attraktionen an ihren Erfolg anknüpfen. Phoenix hat sich verirrt. Er flog ins Phantasialand."

Die Süddeutsche Zeitung schrieb: „Und doch bringt der Wechsel zwischen kulturell verschieden genutzten Räumen einen unbeabsichtigten, ‚subversiven' (Verfremdungs-)Effekt mit sich: Nach dem ‚geistigen Aufstieg' in die Multi-Media-Kathedrale kann der Besucher vom Dach des Gasometers aus das reale Panorama der Umgebung vor der in der Ferne sichtbaren Kulisse der Schwerindustrie betrachten; der Blick fällt auf das im Bau befindliche, ausgreifende Einkaufs- und Freizeitzentrum Neue Mitte Oberhausen, einem der Hauptsponsoren der Ausstellung. Im Kontrast zum Kunstereignis wirkt dieses helle, ‚postindustrielle' Monument ernüchternd. In Zeiten, in denen Sponsoring-Projekte oft wie an der Börse gehandelt werden, macht eine gewisse ‚Bodenständigkeit' Phoenix sympathisch."

In den Oberhausener Tageszeitungen entspann sich ein Streit der Leser über den Sinn der Ausstellung, wurde die Frage nach der Begreifbarkeit aufgeworfen. Aus der wohl trefflichsten Antwort auf diese Frage soll hier zum Abschluß zitiert werden:

„Es stimmt, ‚moderne Kunstereignisse' haben oft die Schwäche, ihrem Betrachter erst auf den zweiten Blick ihren Charme und ihre Intelligenz zu offenbaren. Aber liegt darin nicht gerade eine große Gemeinsamkeit zu unserer Heimat, dem Ruhrgebiet? Eben diese, für jeden weiteren Flirt wichtige Initialaufmerksamkeit zu erringen, scheint in unserer, durch vielfältige Sinneseindrücke geprägten Zeit das zentrale Problem zu sein. Die einen Steinwurf vom Gasometer entfernt entstandene Konsum- und Erlebniswelt des CentrO. belegt nur exemplarisch eine vielerorts zu beobachtende Tendenz. Der angestrebte Prozeß des Verführens zum besagten zweiten Blick setzt

Katharina Sieverding, Düsseldorf: „Ohne Titel" (Pigmenttransfer auf Metall/Installationsaufnahme)

Anstrengungen auf beiden Seiten voraus. Einerseits bedarf es eines trotz seiner Erwartungen zum Staunen und Überraschtsein fähigen und bereiten Betrachters. Daß diese Fähigkeit gegeben ist, dafür sehe ich im rasanten Wandel unserer Region zahlreiche ermunternde Beispiele. Andererseits bedarf es einer Kunst, die sich in ihrem Anspruch, zu ‚überraschen', in ‚Nachdenken zu verstricken' etc. (noch stärker) in die didaktische Pflicht genommen fühlt.

Ich breche in jedem Fall die Lanze für ein Selbstverständnis des Kunstraumes Gasometer, das, unserer reichhaltigen Geschichte Rechnung tragend, Räume für ein befreiendes ‚Aha!' eröffnet, statt sich vornehmlich als nostalgischer Erinnerungsspeicher von Bergmannsidyll und Arbeiterromantik zu verstehen. Wir brauchen die Provokation und Inspiration bei unserem Versuch, uns nicht nur den Regeln der Zukunft anzupassen, sondern diese mitzugestalten. In diesem Sinne möchte ich mit einem konstruktiven Vorschlag schließen. Wäre nicht für eine zukünftige Ausstellung der bekanntlich allen Tonnen sehr verbundene und zu allem Bestehenden eine spottende Distanz bewahrende Diogenes von Sinope ein trefflicher Gast für unseren Gasometer?"

STADTBAURAT RETTETE ESEL AUS DEM SCHLACHTHOF

Hundert Jahre Kaisergarten

DIETRICH BEHRENDS

Am 22. März 1897 feierten die patriotisch gesinnten Deutschen überall im Land die 100. Wiederkehr des Geburtstages von Kaiser Wilhelm I. In Oberhausen beging man den festlichen Tag auf besondere Weise. Bei regnerischem Wetter zogen am frühen Nachmittag dieses ersten Frühlingstages vor hundert Jahren die Oberhausener Stadtprominenz mit Bürgermeister Wippermann an der Spitze, „viele Offiziere, die Lehrer der höheren Lehranstalten und der Volksschulen mit den größeren Schülern, die Kriegervereine und eine große Menge von Zuschauern" (Zeitungsbericht) auf der Sterkrader Chaussee gen Norden.

Ziel des patriotischen Demonstrationszuges war der vier Monate vorher von der Stadt für 122 400 Goldmark aus dem Besitz des Grafen Westerholt-Gysenberg erworbene 19 Hektar große, im Volksmund „Hasenkolk" genannte Park am Schloß Oberhausen. In dem vom gräflichen Schloßpark zum Stadtpark „verbürgerlichten" ehemaligen Emscherauenwald versammelten sich die Marschteilnehmer vor einem unweit der Chaussee aufgerichteten Granitblock mit Gedenktafel.

Es wurde musiziert und gesungen, der Bürgermeister hielt, vom Regen nicht weiter gestört, die Laudatio auf den 1888 gestorbenen Kaiser, dem zu Ehren die Stadt das schlichte Denkmal gesetzt, eine Kaisereiche gepflanzt und den Stadtpark in „Kaisergarten" umbenannt hatte, eine Bezeichnung, die in hundert Jahren zwei Weltkriege, Revolutionen und sonstige politische Umwälzungen überdauert hat. Laut Pressebericht endete die Feier, mit der Oberhausen offiziell den Kaisergarten in Besitz nahm, „mit einem Hurra auf das Vaterland". Dem Rückmarsch in die Stadt schloß sich eine Parade der Kriegervereine auf dem Altmarkt an. Zum gemütlichen Teil trafen sich die Honoratioren im Dreikaisersaal.

Das gräfliche Schloß ging erst wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg auf dem Umweg über die Emschergenossenschaft in den Besitz der Stadt über. Vor hundert Jahren lehnte der Rat der damals erst rund 35000 Einwohner zählenden, noch nicht kreisfreien Stadt vermutlich aus finanziellen Gründen das Angebot der gräflichen Rentei ab, das Schloß und weitere 50 Morgen Land auf Pachtbasis zu übernehmen. Aber Schloß und Park gehören zusammen, bilden eine Einheit, alte Postkarten zeigen die harmonische Verbindung des Kaisergartens mit dem Herrenhaus. Deshalb soll hier kurz die bis um 1200 zurückreichende Entwicklung dieser historischen Stätte, die unserer Stadt den Namen gegeben hat, beleuchtet werden.

Overhus, eine typische Wasserburg

Der Rittersitz Overhus, eine typische Wasserburg, von zwei aus der Emscher gespeisten Gräben umgeben, lag etwa 200 m emscheraufwärts vom jetzigen Schloß. Die mittelalterliche Burganlage diente dem Schutz eines wichtigen Emscherübergangs an einer alten Nord-Süd-Straße, „die hier verhältnismäßig günstig die als Folge der Flußaue schwierigen Geländeverhältnisse meisterte" (Heimatforscher Wilhelm Sonnen). Nicht nur der Schutz, auch die Instandhaltung des Übergangs war Sache der auf der Burg sitzenden Dienstherren, die dafür ein Brückengeld erhoben. Die Lage der Burg an einer so wichtigen Durchgangsstraße wirkte sich in Kriegszeiten verheerend aus. Wiederholt wurde der Rittersitz von durchziehendem Kriegsvolk geplündert und teilweise in Brand gesetzt. Nach dem

30jährigen Krieg war die Burg dem Verfall preisgegeben. Als der Fürstbischof von Münster 1722 eine Fahrpost nach Köln einrichtete, entstand bei Haus Overhus eine Poststation.

Noch vorhanden gewesene Steine der alten Wasserburg fanden Verwendung, als durch Initiative des Rentmeisters Greve, Pächter des landwirtschaftlichen Betriebes, im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts an der Stelle, wo heute das Schloß steht, neue Ställe und Scheunen, ein Brauhaus mit Brennerei und ein Wirtshaus errichtet wurden. Herr des Rittergutes Oberhausen, um das er sich aber wenig kümmerte, war damals Ludolf Friedrich Freiherr von Boenen auf Schloß Berge. Der kurkölnische und münsterische Geheime Rat und Oberstallmeister heiratete die Erbtochter Wilhelmine Franziska von Westerholt-Gysenberg und nahm auf Grund eines kaiserlichen Diploms Namen und Wappen ihres Geschlechts an. 1790 wurde der Freiherr mit seiner Familie in den Reichsgrafenstand erhoben. Sohn Maximilian Friedrich wurde der Erbauer des Schlosses Oberhausen.

Der Erbauer von Schloß Oberhausen: Reichsgraf Max Friedrich Westerholt-Gysenberg (1772–1854), gemalt um 1795 in der Uniform des Bayerischen St.-Georg-Ordens, in dem er 1794 zum Ritter geschlagen worden ist. Mit dem Schloßbau beauftragte er den erfolgreichen Architekten August Reinking aus dem Münsterland.

Eine prominente Braut

Der junge, vielseitig interessierte Reichsgraf, dessen Tüchtigkeit u. a. von dem französischen Marschall Murat, dem späteren König von Neapel, in Anspruch genommen wurde, heiratete 1791 Friederike Gräfin Bretzenheim, bisherige Fürstäbtissin des reichsunmittelbaren Damenstiftes Lindau. Die prominente Braut war die zwar illegitime (ihre Mutter war eine Bürgerliche), von ihrem Vater aber gut versorgte Tochter des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Bayern. Vor der Hochzeit aus dem Äbtissinnenamt ausgeschieden, wurde sie in den Fürstenstand erhoben. Maximilian und seiner jungen Familie bot das väterliche Schloß Berge keine Heimstatt, der Graf mußte sich nach einer Bleibe umsehen. Wilhelm Sonnen schildert die Situation des Grafen wie folgt: „Als im Winter 1801/02 der junge Graf mit seiner Gemahlin in Oberhausen eintraf, stand für ihn bei dem, was er vorfand, sogleich fest, daß um- und neugebaut werden müsse, um für eine standesgemäße Lebensführung den angemessenen äußeren Rahmen zu schaffen. Pächter Greve mußte das Feld räumen, er wurde abgefunden."

Bei der Wahl des Architekten bewies der Graf eine glückliche

Nahm regen Anteil an der Parkgestaltung: Friederike Gräfin Bretzenheim (1771–1816), gemalt um 1795 als Fürstäbtissin des reichsunmittelbaren Damenstiftes Lindau. Sie heiratete am 23. Januar 1796 Max Friedrich Graf Westerholt-Gysenberg. Sie führte auch nach ihrer Resignation kurz vor ihrer Heirat den Titel einer Fürstin von Lindau.

Hand. Er beauftragte den aus Rheine stammenden Herzoglich-Arenbergschen Baudirektor August Reinking mit der Planung und Bauausführung. Um Platz für das Wohngebäude zu schaffen, mußten zunächst die seit 1792 unter Rentmeister Greve errichteten Wirtschaftsgebäude nach hinten verlegt werden. Als der Graf über einen Teil des Vermögens seiner fürstlichen Gemahlin verfügen konnte (ein anderer Teil ging durch untreue Verwalter verloren), begannen 1808 die Bauarbeiten für den dreiflügeligen Wirtschaftshof mit abgerundeten Verbindungsflügeln. Zuletzt kam das Herrenhaus an die Reihe. Aus Kostengründen – der Bauherr war kein besonders wohlhabender Mann – wurde Reinking zur Auflage gemacht, das von Greve erbaute geräumige Wirtshaus als Baukörper zu übernehmen. Außerdem mußte Reinking auf die geplanten beiderseitigen Seitenflügel verzichten, dem zur Straße hin dreigeschossigen Herrenhaus wurde nur der linke zweigeschossige Flügel angefügt. Die beiderseitigen Flügel bekam das Schloß erst beim Neubau 1958/59. Wilhelm Sonnen: „Reinkings entscheidende Zutat war das umlaufende schöne Hauptgesims, welches das Gebäude krönt, und die Anbringung eines Wappensteins mit den Wappen des Erbauers und seiner Gemahlin in Dachhöhe." Auch die Parkgestaltung vertraute der Graf einem Meister seines Fachs an, dem renommierten Gartenarchitekten Wayhe, Schöpfer des Düsseldorfer Hofgartens. An der Parkgestaltung nahm das gräfliche Paar regen Anteil.

Kontakt zu Beethoven

Aus der Ehe Maximilians mit der Fürstin Friederike von Bretzenheim gingen sieben Kinder hervor. An der Emscher entwickelte sich bald ein harmonisches Familienleben und das Schloß zu einer Pflegestätte von Kunst und Geselligkeit. Tochter Wilhelmine Karoline war eine talentierte Klavierspielerin. Durch die Schwester ihres Vaters, Schülerin Ludwig van Beethovens, hatte sie Kontakt zu dem berühmten Komponisten in Wien. Als letzte Bewohnerin des Schlosses aus der Grafenfamilie und damit letzte Repräsentantin feudalistischer Lebensart auf heutigem Oberhausener Stadtgebiet starb die schöngeistige Frau am 30. September 1858 im Herrenhaus an der

Szene im Wald von Oberhausen (Grafenbusch), gemalt um 1840 von dem Künstler Winkler. Dargestellt ist Maximilian Reichsgraf von Westerholt-Gysenberg (rechts) mit vier seiner Kinder und seiner Schwiegertochter und zwar (von rechts) die älteste Tochter Wilhelmine Karoline, die nach dem Tod ihrer Mutter 1816 den Schloßhaushalt führte, deren Schwägerin Johanna von Westerholt, geb. Charlé, Graf Friedrich Ludolf von Westerholt (er kaufte Schloß Arensfeld, wo sich dieses Ölbild befindet), Graf Karl Theodor von Westerholt (wohnte bis zu seinem Tod zusammen mit seiner Schwester Wilhelmine auf Schloß Oberhausen) und Graf Wilhelm Achill von Westerholt.

Dank seiner Detailtreue heimatgeschichtlichem W ist dieses 1858 entstand Gemälde vom alten Sch Oberhausen, geschaffen dem Landschafts- und M turmaler von Lorch. Da Schloßbild mit der Jagdg sellschaft im Vordergru ist vermutlich noch von im selben Jahr gestorbe letzten gräflichen Schloß wohnerin, Wilhelmine v Westerholt-Gysenberg, d ältesten Tochter des Sch hauers Reichsgraf Maxi an Friedrich, in Auftrag geben worden. Für 400 erwarb die Stadt Oberh sen durch Initiative des maligen Kulturdezernen Richard Schmidt 1960 d Bild aus dem Besitz des 1968 auf seinem Anwes bei München gestorbene Urenkels von Maximili Friedrich, Graf Ferdinan von Westerholt.

Emscher. Inzwischen hatte der Lärm von Hochöfen (1855 waren in Schloßnähe die beiden ersten Kokshochöfen angeblasen worden), Walzwerken und ratternden Eisenbahnen den Adelssitz erreicht, das in unserem Gebiet von Industriepionieren wie Jacobi, Haniel, Huyssen und Lueg geprägte neue Zeitalter die feudalistische Idylle an der Emscher in die Zange genommen. Das Schloß verwaiste, später wurden hier Wohnungen eingerichtet, zeitweilig gab es im Herrenhaus eine Weinwirtschaft. Der von einem Verwalter im Auftrag der gräflichen Familie geleitete Gutsbetrieb wurde 1884 eingestellt, Weiden und Ackerland wurden für Industrie- und Verkehrsbauten benötigt.

Mit der Übernahme durch die Stadt vor hundert Jahren wurde zunächst der Park zu neuem Leben erweckt. Seit September 1897 an das städtische Straßenbahnnetz angeschlossen, bot die auf halbem Weg nach Sterkrade gelegene Anlage den Oberhausenern ein leicht erreichbares Ausflugsziel. Die Umgestaltung des Kaisergartens zu einem Volkspark erfolgte nach den Ende des 19. Jahrhunderts geltenden Regeln der Gartenbaukunst. Der Park sollte eine Stätte der Erholung und Entspannung für die schwer arbeitenden und hinsichtlich des Wohnumfeldes alles andere als verwöhnten Bewohner der jungen, mit amerikanischem Tempo gewachsenen Industriestadt sein, aber auch der gepflegten Unterhaltung und Geselligkeit sowie der kommunalen und bürgerlichen Repräsentation dienen.

Die erste „gute Stube"

Wie ein Plan aus der Zeit nach der Jahrhundertwende zeigt, umfloß damals die noch nicht begradigte Emscher den Park im Norden, Westen und Osten, eine Ulmenallee längs der heutigen Straße Am Kaisergarten bildete die Begrenzung nach Süden. In dem in strengen geometrischen Formen gestalteten Eingangsbereich an der Sterkrader Chaussee entstand 1903 das Parkhaus, Oberhausens erste „gute Stube", angeblich eine Stiftung der Gutehoffnungshütte. Der Saal des Hauses war Schauplatz festlicher gesellschaftlicher Veranstaltungen, so auch des offiziellen Festessens zum 50jährigen Bestehen Oberhausens 1912 für 200 geladene Gäste mit dem Oberpräsidenten der preußischen Rheinprovinz.

Oberhausens erste „gute Stube": Mit dieser Anzeige aus einer Sonderbeilage der Sterkrader Zeitung aus Anlaß des Jubiläums „1000 Jahre Rheinland" wird für den Besuch des Parkhauses und des Kaisergartens mit Tierpark geworben. Mit der Straßenbahn war das im heutigen Stadtgebiet zentral gelegene Parkhaus in zehn Minuten zu erreichen.

Zum Park hin schloß sich an das Parkhaus die Restaurationsterrasse mit Buffet, Musikpavillon und Blumenrabatten an. Der Blick der Parkbesucher fiel sogleich auf einen von einem Berliner Bildhauer in einem Rondell im Geschmack der damaligen Zeit gestalteten Springbrunnen: Ein auf einem Felsblock sitzender Knabe, Frosch, Molch und Schildkröte zu seinen Füßen, hielt einen wasserspeienden Delphin in den Händen. Zwischen Parkhaus und Schloß lag die „Alte Restauration", die als Bier- und Milchwirtschaft diente.

An diesen symmetrisch gestalteten Bereich schloß sich der englische Landschaftspark mit seinem unter weitgehender Schonung des einstigen Emscherauenwaldes angelegten schwungvollen Wegenetz an. So bietet sich der Kaisergarten auch heute dem Spaziergänger dar: Weite Rasenflächen wechseln mit Baum- und Strauchgruppen sowie mit Lichtungen ab. Zur Landschaftsarchitektur des Kaisergartens heißt es in einer Examensarbeit: „Durch die spezifische Be-

pflanzung sind immer nur kleine Abschnitte des Parks übersehbar und gleichzeitig nur wenige Spaziergänger sichtbar, die gleichsam in Einsamkeit durch den Park streifen können." Am landschaftlich gestalteten Teich mit geschwungenen Buchten und einer Insel für Schwäne und Enten stießen die Besucher in früheren Jahren auf eine im Stil der Zeit um die Jahrhundertwende geformte Felsgrotte mit künstlicher Quelle und Wasserfall. Am Ostufer befand sich das Bootshaus, die Boote an der Landungsbrücke luden zu einer Kahnpartie um den seit 1901 in der Teichmitte sprühenden Springbrunnen ein. Am Westufer standen in einem langgestreckten Oval Freunden des „weißen Sports" Tennisplätze und weiter am Westrand des Parks der Oberhausener Bürgerschützengesellschaft ein Schießstand zur Verfügung.

Bronzeguß eingeschmolzen

Im Jahr 1913 wurde die Emscher in ihr neues Abwasserkanalbett gezwungen und zur Parkseite hin der Rhein-Herne-Kanal gebaut. Der Kaisergarten konnte sich bis zum südlichen Kanalufer ausdehnen. Der Erste Weltkrieg unterbrach den weiteren Parkausbau. Der Junge mit dem Delphin, ein Bronzeguß, wurde eingeschmolzen. Mit der auf bunten Ansichtskarten wiedergegebenen Kaisergartenherrlichkeit war es vorläufig vorbei.

Der Kanalbau hatte für den Kaisergarten nicht nur eine gute Seite, sondern auch ein Problem zur Folge: Der Grundwasserspiegel senkte sich im Laufe der nächsten Jahre um 3 m, der Gondelteich trocknete aus. Ab 1924 begannen die Arbeiten zur Vertiefung des Teiches mit dem Ziel, ihm wieder Wasser zuführen zu können. 60000 cbm Bodenaushub fanden eine sinnvolle Verwendung: Der im Volksmund „Ottoberg" genannte Rodelberg im Nordwesten des Parks wurde aufgeschüttet. Der Teich erhielt wieder die für das Kahnfahren erforderliche Größe, nämlich rund 8 Morgen, und Tiefe.

Eine Kahnpartie auf dem Gondelteich gehörte früher zu den größten Vergnügen der Kaisergartenbesucher. Damit ist es seit Ende des Zweiten Weltkrieges vorbei. Diese Ansichtskarte aus der Sammlung Marita Arntz, Oberhausen, stammt aus dem Jahr 1913.

In der Zeit von 1930 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs bereicherten die Stadtgärtner den Kaisergarten mit einer Dahlienarena und bunten Staudenflächen. In einem kleinen botanischen Garten konnten die Parkbesucher exotische Pflanzen wie Bananen, Ananas und Palmen in Kübeln bestaunen. Tiere wurden im Kaisergarten bereits in den 20er Jahren gezeigt, wie eine Ansichtskarte aus dieser Zeit mit der Aufschrift „Tierpark" aus dem Bestand der Oberhausener Postkartensammlerin Marita Arntz beweist. 1938 wurde eine 16 ha große Parkfläche als Wildgehege eingegattert. Der damalige Tierbestand: 24 Hirsche, 9 Heidschnucken, 8 Pfauen, 9 Fasanen, 2 Kraniche, 1 Storch und 55 Enten.

Im Bombenkrieg des Zweiten Weltkriegs bekam der Kaisergarten die Nähe der Industrieanlagen, Kanalbrücken und Eisenbahnstrecken zu spüren. Wie auch der Osterfelder Waldhof wurde das Parkhaus zertrümmert und nach dem Krieg nicht wieder aufgebaut; die Pergola am Parkeingang markiert die Stelle, wo es gestanden hat. Bei den ersten Überlegungen in Sachen Stadthalle 1957 war diese Stelle als möglicher Standort mit im Gespräch. Ein in jüngster Zeit aufgetauchtes Parkhotelprojekt ist zu den Akten gelegt worden, es wird also vorläufig weiter bei der Pergola bleiben.

Von der Schloßanlage erlitt vor allem der Mittelbau des Wirtschaftshofes schwere Schäden. In einem Zeitungsbericht vom November 1950 heißt es: „Mit der in

Die Pergola am Parkeingang markiert die Stelle, an der das 1903 erbaute Parkhaus, Oberhausens erste „gute Stube", gestanden hat. Zum Park hin schloß sich an das Haus – der Saal war Schauplatz festlicher gesellschaftlicher Veranstaltungen – die Restaurationsterrasse mit Buffet und Musikpavillon an. Wie der Osterfelder Waldhof wurde das Parkhaus ein Opfer der Bomben.

Stein gehauenen Jahreszahl 1808 über dem Portal steht die unter Denkmalschutz stehende Fassade des Hofgebäudes als einziger noch verwertbarer Teil der Ruine da." Die Bomben zertrümmerten auch das Turnerheim des OTV 1873 auf dem Gatterdamplatz im hinteren Parkteil (Wiederaufbau 1950), zahlreiche Bombentrichter zerfurchten das Gelände. In der Notzeit gab die Stadtverwaltung Rasenflächen für den Gemüseanbau frei.

Mit dem Wiederaufbau der Schloßanlage begann Anfang der 50er Jahre eine planmäßige Um- und Neugestaltung des Parks. Nicht mehr zeitgemäße Einrichtungen wie der Brunnen im Eingangsbereich und die Felsgrotte am Teich – die heutige Teichfontäne ist eine Spende der Stadtsparkasse (Bürgerstiftung) aus den 80er Jahren – wie auch die strengen Elemente der Gartenarchitektur aus der Gründerzeit verschwanden, das Wegenetz wurde geändert. Heute bietet der Kaisergarten seinen kleinen und großen Besuchern Freizeiteinrichtungen bzw. Beschäftigungsmöglichkeiten aller Art: vom Kinderspielplatz und der Ponyreitbahn bis zum Minigolf, Bogenschießstand und Trimmpfad. Der OTHC ist in die Neue Mitte umgezogen, die Tennisplätze an der Straße Am Kaisergarten sollen aber als Volkssportanlage erhalten bleiben. In der Nachbarschaft des OTV werden auf einem Dressurplatz Schutz- und Wachhunde ausgebildet.

Im hohen Eselsalter

Das besondere Interesse der Besucher gilt dem Tiergehege – in seinem heutigen Umfang der Hauptanziehungspunkt des Parks. Die Tierhaltung war kurz nach Kriegsbeginn 1939 eingestellt worden. Ein Esel gab zehn Jahre später den Anstoß zu einem Neubeginn. Mit dem Esel hatte es eine besondere Bewandtnis. Der damalige Stadtbaurat Prof. Hetzelt hielt sich wegen notwendiger Baumaßnahmen im Schlachthof auf und entdeckte hier das mit hängenden Ohren auf seinen Schlachter wartende Tier. Hetzelt sah in dem Esel als Zugtier einen willkommenen Helfer der zu diesem Zeitpunkt noch nicht motorisierten Kaisergartengärtner und veranlaßte den Transport des „Grauen" in die Stadtgärtnerei im Park, wo das Tier vor einen zweirädrigen Transportkarren gespannt wurde. Als der Vierbeiner lahm und für Krankheiten anfällig wurde und immer häufiger die Arbeit verweigerte, richtete man ihm für den Ruhestand ein Gehege ein. Unter den Streicheleinheiten der Kinder blühte er wieder auf und starb erst 1974 im hohen Eselsalter von fast 50 Jahren. 1952 wurden zwei durch einen alten Emscherarm getrennte, vier Hektar große Parkflächen eingezäunt, die ersten kleinen Gehege gebaut, Volieren geschaffen. Auch den weiteren Ausbau des Tierparks bewerkstelligte das Gartenbauamt in eigener Regie und mit eigenen Handwerkern, die Jahr für Jahr ein bis zwei neue Gehege schufen. 1961 entstand das große Vogelhaus, in dem die bunten Vertreter der außereuropäischen Vogelwelt eine Heimstatt fanden. Heute leben im Kaisergartenzoo etwa tausend Tiere 60 verschiedener Arten.

Kampf gegen das Wasser

Ein schwieriges Kaisergarten-Problem, mit dem sich die Verantwortlichen herumschlagen mußten, war in der Nachkriegszeit nicht, wie nach 1913 der niedrige,

sondern der zu hohe Grundwasserstand. Als Folge des intensiven Kohleabbaues im Zweiten Weltkrieg ist das Kaisergartengebiet um 5 m abgesunken. Der dadurch gestiegene Grundwasserspiegel gefährdete vor allem im nördlichen Parkbereich den alten Baumbestand, hier starben zahlreiche empfindliche Bäume wie Eichen, Buchen und Ulmen ab. Zeitweilig standen Teile des Tiergeheges unter Wasser. Um Abhilfe zu schaffen, baute die Concordia am alten Emscherbett im Tiergehege ein Pumpenhaus, zwei starke Pumpen arbeiteten rund um die Uhr, um die Wassermengen in den Kanal zu befördern. Um einen gleichmäßigen Wasserstand halten zu können, wurden die Teiche am Vogelhaus und am Wolfsgehege mit dem Emscherarm verbunden. Gepumpt werden muß auch heute noch. Aus Sicherheitsgründen wurde der Kahnbetrieb auf dem bis zu 7 m tiefen Teich nach dem Krieg nicht wieder aufgenommen.

Äußerlich gut erhalten war das Herrenhaus der Schloßanlage in den 30er Jahren. Im Vordergrund die noch nicht auf erhöhter Trasse verlaufende Sterkrader Straße. Vor dem Dach der Wappenstein mit dem Wappen des Erbauers und seiner Gemahlin.

Was der Kaisergarten dem Naturfreund bietet, darüber schreibt Dipl.-Ing. Herbert Kahlke, als Gartenbaudirektor letzter Chef des inzwischen aufgelösten Gartenbauamtes (die Unterhaltung der städtischen Grünflächen obliegt jetzt den Oberhausener Wirtschaftsbetrieben) in einem Bericht u. a.: „Die günstigen ökologischen Gegebenheiten bieten der Wildflora und -fauna ideale Lebensbedingungen. Unberührte Eichenwaldflächen mit einem reichhaltigen Unterwuchs und Strauchgruppen geben vielen Vögeln Unterschlupf und Brutmöglichkeiten. Nach Feststellung Oberhausener Ornithologen kann hier ein aufmerksamer Besucher 40 verschiedene heimische Vogelarten beobachten. Selbst das Lied der Nachtigall erklingt in lauen Frühlingsnächten, und mit lautlosen Flügelschlägen verläßt der Waldkauz seine Höhle in einer alten Buche am Schloß und findet reiche Beute. Im Frühjahr stehen Tausende Buschwindröschen in voller Blüte, im Herbst leuchten die roten Früchte des Aronstabes vor großen, dunkelgrünen Efeuflächen."

Schwarzbefrackte Kellner

Trotz der Kriegsschäden erhielt das teilweise bewohnte Schloß mit der am 17. August 1947 eröffneten Galerie endlich eine der historischen Stätte würdige Verwendung. 1952 konnte der unter Leitung von Prof. Hetzelt erfolgte Wiederaufbau und Ausbau der hinteren Schloßbauten abgeschlossen werden. „Damit erhielt der Kaisergarten, der in den zurückliegenden Jahren viel von seiner Bedeutung als Erholungsstätte der Bevölkerung verloren hat, wieder einen Mittelpunkt", berichtete die Presse. Als Parkhausersatz wurde im rechten Flügel der Hofanlage die Schloßgaststätte eröffnet, wo schwarzbefrackte Kellner die Gäste bedienten. Bei den Parkbesuchern fand die mehr im Stil einer Abendgaststätte eingerichtete Schloßgastronomie nicht die erhoffte Resonanz. Als 1962 die Stadthalle die Aufgabe der „guten Stube" übernahm, kam das Aus für die Schloßgaststätte, die Gastronomie wurde in einem bescheideneren Rahmen weitergeführt. In den bisherigen Gaststättenräumen fand das Stadtarchiv ein Unterkommen.

Das Herrenhaus mußte 1953 für baufällig erklärt, die Galerie im Schloß in die Glasterrasse am Hotel Ruhrland ausquartiert werden. Großzügige Schenkungen der Oberhausener Industrie, vor allem der GHH zu ihrem 200jährigen Be-

Kontraste auf dem Schloßgelände im Jahr 1952: Oben die nach schweren Kriegsschäden soeben fertiggestellte Hofanlage. Gärtner sind mit den letzten Bepflanzungsarbeiten beschäftigt. In einem trostlosen Zustand befand sich damals das Herrenhaus (unten), das ein Jahr später für baufällig erklärt werden mußte. Der Neubau erfolgte 1958/59.

stehen 1958, ermöglichten den Neubau auch des Hauptgebäudes der Schloßanlage, gemäß der Planung des Architekten Reinking mit zwei Seitenflügeln. Bei der Wiedereröffnung der Galerie Anfang 1960 führte Hetzelt-Nachfolger Stadtbaurat Paulat u. a. aus: „Wir waren nur die Bauleitung. Der eigentliche Baumeister ist der ursprüngliche Schöpfer der Schloßanlage, der Hauptmann und Baudirektor August Reinking, nach dessen Entwürfen wir uns gerichtet haben. Wir haben seine Fassadenentwürfe benutzt und dadurch seine Pläne verwirklicht." September 1962 eröffnete die unvergessene Luise Albertz im linken Flügel der Hofanlage die Gedenkhalle, wurde vor der Halle mit der Basaltstatue „Die Trauernde", ein Werk des Bildhauers Willy Meller, die zentrale Gedenkstätte der Stadt für die „Opfer der Kriege, der Unfreiheit, der Vertreibung" enthüllt.

Die neue Planung

Auf dem Schloßgelände schaffen inzwischen wieder Bauhandwerker. Auch beim derzeitigen Umbau berufen sich die Planer auf den Schloßbaumeister aus dem Münsterland. Die gestalterische Grundidee der mit der Maßnahme beauftragten Architekten Prof. Fritz Eller und Philipp Eller vom Architekturbüro EMW + Partner aus Düsseldorf ist, wie es die Galerieleitung im Katalog der vor Beginn der Arbeiten veranstalteten Ausstellung „Der Umbau" formuliert, „die Wiederherstellung der Einheit von Schloß und Kaisergarten und des kostbaren Innenhofs als eine Symbiose von Architektur, Natur und Kunst." Und weiter: „Sie verwirklicht damit die Intention des Architekten August Reinking, dessen Entwurfszeichnungen von 1804 bis 1814 erkennen lassen, daß die Symmetrie der barocken Gesamtanlage Park, Gartenarchitektur und Gebäudegruppen organisch miteinander verbindet."

Diese Verbindung wurde in den 50er Jahren an der Straßenfront durch Anhebung der Trasse der B 223, außerdem der „Erlebniszusammenhang von Schloß und Kaisergarten" (Ausstellungskatalog) an der Rückseite durch trennende Hecken empfindlich gestört. Künftig wird sich das Schloß zum Park hin weit öffnen. Nach dem Umbau betritt der Besucher die Schloßanlage vom Park aus durch die ins sogenannte „Kleine Schloß" (Mittelteil der Hofanlage) verlagerte neue Eingangshalle und wird von dort aus in den intim gestalteten zentralen Innenhof, Ort des Verweilens und der Kommunikation, geführt. Vom Hof aus werden alle Einrichtungen des Schloßkomplexes zu erreichen sein: Das Galeriegebäude sowie die Galerie für populäre Kunst, Artothek, Malschule und Gedenkhalle auf der einen, Studiogalerie, Kunst- und Bürgerforum einschließlich Trausaal und Schloßgastronomie auf der anderen Seite der Hofanlage.

Eröffnung Herbst 1997

Die Galerie im ehemaligen Herrenhaus empfängt den Besucher im neuen transparenten Foyer mit die ursprüngliche Fassade nicht verdeckender, sich über drei Stockwerke erstreckender Glasfassade. Diese Glashalle – die auffälligste Veränderung – ist als Empfangshalle ebenso gedacht wie als Forum für Eröffnungen, Konzerte, Diskussionen oder repräsentative Empfänge. Im umgebauten und erweiterten Museum wird im Herbst 1997 die Ludwig Galerie Schloß Oberhausen eröffnet.

Der Umbauplan läßt neben der Absicht, ein neues Ausstellungskonzept zu verwirklichen, das Bemühen erkennen, Natur und

Kunst einander näher zu bringen. Es lag daher nahe, während der Umbauzeit mit einer ersten, von der Stadtsparkasse geförderten Open-air-Ausstellung „Kunst im Tiergehege – Tiere in der Kunst" von Juni bis Oktober 1996 in den Kaisergartenzoo zu gehen. Die Galerieleitung plant für die kommenden Jahre, wenn in der Sommerzeit bis zu 300000 Menschen den Kaisergarten aufsuchen, weitere Inszenierungen dieser Art. In der „Kaisergarten-Zeitung" war darüber zu lesen: „Mit dem Konzept eines offenen Museums gewinnt der Kaisergarten sinnliche Erlebnisdimensionen, die die Tradition alter Schloßparks oder der Gärten römischer Villen mit modernen Mitteln fortsetzen."

Schloß und Kaisergarten liegen im Umfeld der Neuen Mitte, von der Dachplattform des zum Aussichtsturm umfunktionierten nahen Gasometers blickt man aus 115 m Höhe auf das aus dem Stahlwerksboden gestampfte, September 1996 eröffnete 2 Milliarden-Einkaufs- und Freizeitzentrum CentrO.

In der durch den erfolgreichen Strukturwandel in diesem zentralen Stadtgebiet ausgelösten euphorischen Stimmung sollten die bescheidenen Kaisergarten-Anfänge nicht in Vergessenheit geraten. Efeuumrankt, von dichtem Gehölz zugedeckt und auf keinem Parkweg erreichbar, ist der Gedenkstein, vor dem sich vor hundert Jahren Oberhausener Bürger zur „Kaisergartentaufe" versammelten, heute den Blicken der Parkbesucher entzogen. Zum Jubiläum sollte man ihn wieder zugänglich machen, mit einer Schrifttafel versehen, die an das Ereignis vom 22. März 1897 erinnert.

Zugang künftig vom Park aus: Das neue kulturelle Zentrum Oberhausens im Modell. Das „Kleine Schloß" (im Vordergrund) wird die neue Eingangshalle aufnehmen. Das frühere Herrenhaus, das eigentliche Galeriegebäude, erhält ein gläsernes Foyer. Im umgebauten Museum wird im Herbst 1997 die Ludwig Galerie Schloß Oberhausen eröffnet.

Beliebt bei jung und alt: das Tiergehege im Kaisergarten

Der Kaisergartenteich gehört den Schwänen und Enten, der Kahnbetrieb wurde nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder aufgenommen. Die heutige Teichfontäne ist eine Spende der Bürgerstiftung der Stadtsparkasse aus den 80er Jahren, hatte aber bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine Vorgängerin.

JETZT KOMMT WIEDER DIE TRAM

Die Straßenbahn ist das Symbol für die neue STOAG

HELMUT KAWOHL

Samstag, 1. Juni 1996, Bahnsteig „1" auf dem Vorplatz des Hauptbahnhofes: Dem Anlaß entsprechend festlich geschmückt wartet sie auf ihre Abfahrt, die erste Straßenbahn, die nach 28 Jahren wieder durch Oberhausen fahren soll. Als sich der nagelneue grün-gelbe Zug der Linie 116 nach der offiziellen Eröffnungszeremonie kurz vor 12 Uhr in Bewegung setzt, verschwinden die letzten Regenwolken und auch die Sonne lacht zum großen Fest. Zehntausende von Schaulustigen, darunter zahllose Fotografen und Videofilmer, sind überall entlang der Strecke dabei, als die erste Tram über die neue 6,5 Kilometer lange und in nur 21 Monaten gebaute Trasse für den öffentlichen Personennahverkehr in Richtung Bahnhof Sterkrade rollt. An Bord der bis auf den letzten Stehplatz besetzten Premieren-Bahn reichlich Prominenz: NRW-Wirtschaftsminister Wolfgang Clement, NRW-Finanzminister Heinz Schleußer, NRW-Umweltministerin Bärbel Höhn, NRW-Europaminister Manfred Dammeyer und natürlich die Stadtspitze mit Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und Oberstadtdirektor Burkhard Drescher. Einer fehlt noch: CentrO.-Investor Eddie Healey. Er steigt an der Haltestelle „Neue Mitte" zu, die später erst ab dem 12. September regelmäßig angefahren wird.

Minuten später die Ankunft in Sterkrade: Eine Bergmannskapelle spielt ihre Version von „Glückauf, die Straßenbahn kommt" und begeistert applaudierende Menschenmassen inmitten eines bunten Volksfestes rund um den Bahnhof im Norden der Stadt bereiten der Tram einen tollen Empfang. Was folgt ist ein unbeschreiblicher Run auf die neuen Straßenbahnzüge, die an diesem 1. Juni zwischen dem Hauptbahnhof und dem Bahnhof Sterkrade pendeln. „Freie Fahrt für die neue STOAG" und „Freie Fahrt mit der neuen STOAG" ist auch am folgenden Sonntag angesagt. Von dem Angebot, den neuen Fahrplan zum Nulltarif zu testen, machen die meisten Oberhausener Gebrauch. Gratis gibt es noch ein besonderes ‚Bonbon': Eine „Nacht der Straßenbahn" mit verschiedenen kulturellen Darbietungen in den einzelnen Zügen.

Glänzender Start

Keine Frage, "die neue STOAG" hatte einen glänzenden Start. Die Renaissance der Tram war mit der Eröffnung des CentrO. in der Neuen Mitte das Ereignis des Jahres 1996 in Oberhausen. Die Stadtwerke Oberhausen, die im April 1997 ihr 100jähriges Bestehen als städtischer Verkehrsbetrieb feiern können, haben den Sprung in eine neue Ära des öffentlichen Nahverkehrs geschafft.

Nur dreieinhalb Monate nach dem Start des neuen Netzes hatte die STOAG ihre erste ganz große Bewährungsprobe zu bestehen: Am 12. September 1996 wurde das CentrO. eröffnet, Europas modernstes Einkaufs- und Freizeitzentrum - mitten in Oberhausen. Rund 250.000 Besucher aus Oberhausen und den Nachbarstädten, dies entspricht 500.000 Fahrgästen/Fahrten, nutzten an vier Tagen das vom CentrO.-Management ermöglichte Angebot, kostenlos mit den Bussen und Bahnen der Stadtwerke durch Oberhausen zu fahren. Zeitweise fühlte man sich an der architektonisch außergewöhnlichen Haltestelle „Neue Mitte", in der die STOAG ihr neues Kundencenter bezogen hatte, wie in einer Station der „Métro" in Paris oder der „Underground" in London. Alle verfügbaren 136 Fahrzeuge der STOAG-Flotte waren nahezu pausenlos unterwegs, Mülheim half vorbildlich mit vier zusätzlichen Straßenbahnzügen aus

und die Verkehrsbetriebe der Nachbarstädte besetzten alle Gemeinschaftslinien mit eigenen Fahrern, so daß die STOAG-Fahrerinnen und Fahrer, von denen 35 zusätzlich Dienst hatten, ausschließlich in Oberhausen eingesetzt werden konnten.

Die positive Bilanz nach diesen für Oberhausen wahrlich turbulenten Tagen: Dank des neuen leistungsfähigen und schnellen öffentlichen Nahverkehrs ist ein befürchtetes Verkehrschaos ausgeblieben. Die Oberhausener fuhren mit Bus und Bahn zu dem neuen Ereignis in ihrer Stadt und überließen die Parkhäuser fast ausnahmslos den auswärtigen Gästen. Dr. Dierk Hans Hoefs, neuer technischer Vorstand der STOAG, war hocherfreut: „Der Erfolg anläßlich der Eröffnung des CentrO. hat gezeigt, daß wir es packen. Wir haben ein enorm hohes Verkehrsaufkommen problemlos bewältigt."

Von den 75.000 Besuchern, die das CentrO. an einem normalen Wochentag erwartet, will die STOAG künftig 30 Prozent, das wären 22.500 Besucher bzw. 45.000 Fahrgäste/Fahrten, dauerhaft für den ÖPNV gewinnen. Die Verantwortlichen sind optimistisch, dieses Ziel zu erreichen, denn allein am Eröffnungstag 12. September fuhren rund 81.000 Besucher mit Bus und Bahn zum CentrO. Wirtschaftliches Ziel der STOAG ist es allerdings auch, in Oberhausen künftig rund 143.000 Fahrgäste pro Tag zu befördern, was im Vergleich zu 1993 (92.400 Fahrgäste/Tag) einer Steigerung um mehr als 50 Prozent entspricht. Dies sollte zu schaffen sein, denn „hoch-motiviert und begeistert vom neuen Netz" ist nach Worten von Hoefs auch die STOAG-Crew mit ihren 427 Busfahrerinnen und -fahrern und den 16 Straßenbahnfahrerinnen und -fahrern.

Niederflurtechnik

Das attraktive ÖPNV-Netz, „das wir quasi über Nacht und mit null Erfahrung bekommen haben" ist für STOAG-Chef Dr. Hoefs der absolute Hit. Bestes Beispiel: Von morgens bis abends verkehren in jeder Richtung 42 Fahrzeuge pro Stunde auf der Trasse, was einem Takt von 90 Sekunden entspricht. Dieses neue, hierarchisch in der Reihenfolge Straßenbahnlinien, CityExpress-Linien und StadtLinien gegliederte Netz erforderte auch einen neuen Wagenpark. Mit einem Auftragswert von 46 Mio. DM schaffte die STOAG 1996 sechs Straßenbahnwagen, 29 Gelenkbusse für die CityExpress-Linien und 24 Standardlinienbusse an. Insgesamt hat die STOAG heute 137 Omnibusse. Abgesehen von einigen älteren Modellen, die in den nächsten Jahren planmäßig ausgemustert werden sollen, ist die gesamte STOAG-Fahrzeugflotte niederflurgerecht. Mit speziellen Platten, die in den Bussen mitgeführt werden, wurde auch das zwischenzeitliche Problem beim Ein- und Ausstieg von behinderten Fahrgästen behoben.

Zum neuen Symbol für die Stadtwerke und den öffentlichen Nahverkehr in Oberhausen ist die Straßenbahn geworden. In der Gunst des „Publikums" ist sie unge-

Verkehrt zwischen Stadtmitte Mülheim und dem Bahnhof in Sterkrade: die Straßenbahnlinie 112

Auch der Oberhausener Norden ist gut an das neue STOAG-Netz angebunden

Städtebaulich sehr anspruchsvoll: die vom Düsseldorfer Architekten Professor Parade entworfene ÖPNV-Haltestelle „Neue Mitte"

mein beliebt. Fahrgäste stehen nicht selten an den Haltestellen der Trasse und lassen zwei Busse vorbeifahren, um dann mit einer Straßenbahn ihr Ziel anzusteuern. Auch aus wirtschaftlicher Sicht hat die Straßenbahn eindeutig Vorteile gegenüber dem Bus, allein schon vor dem Hintergrund, daß auch bei der STOAG 70 Prozent der laufenden Kosten Personalkosten sind. Zwei Straßenbahnwagen in Doppeltraktion können mit einem Fahrer 340 Menschen befördern, ein CityExpress-Gelenkbus dagegen nur 130 und ein Standardlinienbus nur 70.

Deshalb prüfen die Verkehrsbetriebe der Städte Mülheim und Oberhausen auch, ob die Mülheimer Straßenbahnlinie 113, die zur Zeit an der Stadtgrenze (Landwehr) endet, bis zum Hauptbahnhof Oberhausen weitergeführt und dort mit der Oberhausener Straßenbahnlinie 116 verknüpft werden kann. Für den Fahrgast würde dies bedeuten, daß künftig nicht nur zwischen Hauptbahnhof Oberhausen und Bahnhof Sterkrade, sondern auch zwischen dem Hauptbahnhof und der Stadtgrenze Mülheim alle zehn Minuten eine Straßenbahn in jede Richtung verkehrt. Einige erste „Nachbesserungen" am Fahrplan hat es auch schon gegeben: So werden die Alteneinrichtungen in der Stadt besser angefahren und alle Nachtexpress-Linien verkehren am Wochenende bis 8 Uhr in der Früh.

Erfolgreiches Marketing

Die radikale und praktisch über Nacht vollzogene Änderung des

öffentlichen Personennahverkehrs in Oberhausen erforderte natürlich auch erhebliche Anstrengungen bei der Öffentlichkeitsarbeit. Eine erfolgreiche Marketing-Strategie stellte von Anfang an den Fahrgast in den Mittelpunkt. Ziel des Kommunikationskonzeptes war es, die Bevölkerung umfassend über das neue Netz zu informieren, die Vorteile des neuen Netzes in das Bewußtsein der Nutzer einzuprägen und eine Änderung bei der Wahl des Verkehrsmittels zugunsten von Straßenbahn und Bus zu erreichen. Bei der Gruppe der ÖPNV-Nutzer kam es darauf an, die Vorteile des neuen STOAG-Netzes gegenüber dem alten herauszuarbeiten und die Menschen in ihrer bisherigen Verkehrsmittelwahl zu bestärken. Bei der Gruppe derjenigen, die bisher nicht den ÖPNV nutzen, war es wichtig, die Vorteile des neuen ÖPNV-Angebotes gegenüber dem Auto herauszuarbeiten. Unter dem Slogan "Die neue STOAG" wurden Kernaussagen wie „Wir sind schnell.", „Wir sind direkt.", „Wir sind flexibel.", „Wir sind pünktlich." getroffen. Hauptargumente für die neue STOAG waren die Trasse, die neue Straßenbahn, das neue Liniennetz und die neuen Takte. Geworben wurde auf Großflächenplakaten, in City-Light-Anlagen, in Anzeigen und Funkspots. Informationsmaterialien waren ein großer Liniennetzplan mit unterlegter Stadtkarte, ein Stadtfahrplan, die Kundenzeitung und eine Diskette mit allen Fahrplandaten für den PC. Unverzichtbar war im Rahmen der gesamten Marketing-Strategie auch eine viermonatige Schulungsphase für die eigenen Mitarbeiter der STOAG.

Nur drei Wochen nach der Umstellung auf das neue Liniennetz in Oberhausen gab es eine repräsentative Telefonbefragung bei Oberhausener Bürgerinnen und Bürgern, die das Kommunikationskonzept bestätigte. Die wichtigsten Ergebnisse: Fast 70 vH der Oberhausener haben die Informationen zur Netzumstellung und der Einführung der Straßenbahn aufmerksam verfolgt. 60 vH der Befragten interessieren sich für den ÖPNV in Oberhausen und haben sich auch persönlich mit den Veränderungen vertraut gemacht. Von denjenigen, die sich mit der Netzumstellung beschäftigt haben, fühlen sich fast 60 vH gut und 7 vH sogar sehr gut informiert. Knapp 30 vH aller Befragten haben vor, in Zukunft häufiger den Bus oder die Straßenbahn zu benutzen. Ein Drittel aller Oberhausener war zudem innerhalb der ersten drei Wochen schon einmal mit der neuen Straßenbahn gefahren.

Wie geht es jetzt weiter mit der neuen STOAG in Oberhausen? Bei seiner Entscheidung über das zukünftige STOAG-Netz am 10. Juli 1995 hatte der Rat der Stadt Oberhausen auch mehrere Optionen getroffen. So plant die STOAG als nächsten zukunftsweisenden Schritt die Verlängerung der Straßenbahnstrecke vom Bahnhof Sterkrade bis in die Ortsmitte von Schmachtendorf. Wenn die Politik „grünes Licht" gibt und die finanziellen Voraussetzungen vorliegen, ist STOAG-Chef Dr. Dierk Hans Hoefs optimistisch, daß die Straßenbahn dann im Jahr 2000 ihre neue Endhaltestelle an der Schmachtendorfer Gesamtschule hat. Anschließend denkbar wäre es, die Essener Straßenbahnlinie 105 über Essener-, Duisburger-, Concordia-, Post- und Havensteinstraße bis zur Wörthstraße in der Innenstadt von Alt-Oberhausen zu führen. Sollte "die neue STOAG" ihre Erfolgsspur der ersten Monate weiter halten, wäre auch dies eine realistische Zukunftsperspektive. Wer hätte schließlich Anfang der 90er Jahre gedacht, daß in Oberhausen noch einmal die Straßenbahn fahren wird?

42 GE-Busse und Straßenbahnen fahren pro Stunde in jeder Richtung auf der 6,5 Kilometer langen Trasse

DIE MIT ERFOLG TANZEN

Der TC Royal – ein sportliches Aushängeschild Oberhausens

CARSTEN OBERSTE-KLEINBECK

Sind wir einmal ehrlich: sich zur Musik zu bewegen – die einen nennen es tanzen, die anderen im schönsten Neudeutsch „abhotten" – macht fast jedem Spaß, sofern die magische Schwelle zwischen dem Tanzboden-Parkett und den umsäumenden Stuhl- und Tischreihen (sofern vorhanden) erst einmal überwunden ist. Dann sieht man auch die Männer, Spezies Tanzmuffel, plötzlich eine flotte Sohle aufs Parkett legen, die zunächst noch mit den Ausreden „Oh sorry, ich habe eine Adduktorenzerrung" (noch halbwegs originell) oder „Der DJ spielt einfach schlechte Musik" (Standardplatitüde) vor den geschicktesten Überredungskünsten des tanzwilligen Partners, gemeinhin der tanzwütigen Partnerin, gefeit zu sein schienen. Doch da bekanntlich steter Tropfen auch den härtesten Granit höhlt, schwingen jene zuvor noch dickköpfigen Anti-Tänzer bis in die frühen Morgenstunden das Tanzbein. Freilich, der Weg vom samstäglichen Gesellschaftstänzer in den hiesigen Klubs, Discos oder Tanzdielen zum ambitionierten Turniertänzer ist weit – oder vielleicht doch nicht?

Treten wir also ein in die fremde, seltsame Welt des Turnier-Tanzsports und unterziehen das Genre einer eingehenden Prüfung. An der Brinkstraße in Buschhausen ist Oberhausens größter Tanz-Sportverein beheimatet: der TC Royal Oberhausen – ein lohnendes Untersuchungsobjekt für jemanden, der sich zwar auf Fußballplätzen und Tenniscourts, in Sporthallen und Schwimmstadien bestens auskennt, in einem Tanz-Sport-Zentrum jedoch auf sein rudimentäres Wissen über Tanz und Tanz-Sport angewiesen ist und sich deshalb vorab einen Thesenkatalog mit allen gängigen Klischees und Vorurteilen zusammengestellt hat, um diese später selbstverständlich auch bestätigt zu wissen.

Doch spätestens beim Betreten der Räumlichkeiten des TC Royal erkennt der Skeptiker, daß er seinen zuvor minutiös erarbeiteten „Schlachtplan" getrost dem nächstliegenden Papierkorb anvertrauen kann. Zunächst verbreitet der Tanzsaal nämlich mitnichten jenen diskreten, miefigen Charme der Tanzschulen der 50er und 60er Jahre, sondern ist vielmehr warm und einladend, und die mit hellem Holz vertäfelten Wände erzeugen eine beruhigende Atmosphäre. Auch die Tänzerinnen und Tänzer auf der Tanzfläche sind einfach enttäuschend: Keine aufgeregt quietschenden Debütantinnen, keine nonchalanten Eintänzer, die ihre Partnerin gemächlich im Dreivierteltakt hin- und herwiegen; auch einen locker steppenden Fred Astaire oder Gene Kelly sucht man vergeblich.

Statt dessen: acht junge Männer und acht junge Frauen, leger gekleidet, die seit über zwei Stunden an einer neuen Choreographie arbeiten. Formationstraining. Ein hartes Stück Arbeit. Denn der Trainer ist wie immer unerbittlich, läßt seine Schützlinge zum x-ten Mal einen Übungsteil wiederholen: Perfektion ist alles. Die Gruppe stöhnt, schwitzt und probiert erneut. Und endlich hellt sich die Miene des Trainers auf, zufrieden ist er aber immer noch nicht. „An drei Schritten kann man mehrere Stunden üben, ehe es perfekt ist", erklärt Klaus Koppen, Tanzsport-Trainer und Mentor des TC Royal Oberhausen. Indes: der Mann weiß, wovon er spricht, schließlich war er in seiner aktiven Zeit Mitglied einer der erfolgreichsten Tanz-Formationen Deutschlands.

Start in einer Lagerhalle

Angefangen hat alles vor über 15 Jahren. Damals, im Februar 1980, gründete Klaus Koppen mit zwölf tanzsportbegeisterten Männern

und Frauen den TC Royal Oberhausen. Entsprechend der Mitgliederzahl waren die Möglichkeiten zunächst noch recht bescheiden. Erst im Jahre 1987 konnte ein schlichter, kleiner Saal in einer Lagerhalle mit einer 14 mal 7 Quadratmeter großen Tanzfläche erworben werden. „Für das freie Training genügte es zunächst vollkommen", erinnert sich Koppen. Durch diese Erweiterung erfuhr der Club so eine Art Initialzündung: die Mitgliederzahl boomte und auch die sportlichen Erfolge stellten sich alsbald ein. Im Jahre 1992 reichten dann die Trainingsbedingungen für die inzwischen über 150 aktiven „Royalisten" jedoch längst nicht mehr aus, ein modernes Tanz-Sport-Zentrum mit allem Schnick und Schnack mußte her, und die Mitglieder begaben sich ans Werk. Vier lange Jahre schufteten und rackerten sie in über 3500 Arbeitsstunden nach Feierabend und bauten die alte Lagerhalle zu einem tanzsportlichen Schmuckstück um, das im westlichen Ruhrgebiet seinesgleichen sucht. Am 8. Juni dieses Jahres feierte der TC Royal schließlich die Einweihung des neuen Tanz-Sport-Zentrums an der Brinkstraße. Doch während der Umbauzeit hat der Club eines nicht vergessen: das Tanzen. Wer zu Beginn des Jahres einen gemütlichen Sonntag vor dem Fernseher verbringen wollte und zufällig beim beliebten „Zappen" durch die Programme im Deutschen Sportfernsehen gelandet ist, wird sich wahrscheinlich verwundert die Augen gerieben haben, als plötzlich die 32 Beine der Standard-Formation des TC Royal auf der Mattscheibe auftauchten. Bereits in den frühen 80er Jahren begannen die Oberhausener mit dem Formationstraining, und im Jahre 1987 zählte der Verein schon zwei Standard- und eine Latein-Formation. „Das Leistungsniveau war allerdings damals noch nicht besonders hoch", erinnert sich Klaus Koppen. Das änderte sich freilich. Nach einem unaufhaltsamen Aufstieg der Standard-Formation bis in die Regionalliga, schafften die „Royalisten" im vergangenen Jahr den Sprung in die erste Bundesliga und feierten damit ihren bislang größten sportlichen Erfolg. Der Lohn für die vielen hundert Stunden harter Arbeit war dann nicht allein die Tatsache, endlich in der Eliteklasse tanzen zu können, sondern gleichsam auch via Bildschirm vor einem Millionenpublikum auftreten zu dürfen. Das Deutsche Sportfernsehen machte es mit seinen Live-Übertragungen möglich.

Gleichwohl mußten die Oberhausener recht bald erkennen, daß das Leistungsgefälle zwischen erster und zweiter Bundesliga enorm ist, stellte man sich doch nun Teams, die zur absoluten Weltspitze zählen wie etwa der TC Braunschweig, der nicht nur amtierender Welt- und Europameister ist, sondern außerdem nicht kleckerte und gleich mit zwei Formationen in der Eliteklasse klotzte. Angesichts dieser fast erdrückenden Konkurrenz, die darüber hinaus im finanziellen Bereich erheblich besser gestellt war, zahlte die Formation in der abgelaufenen Saison noch Lehrgeld, peilt aber im nächsten Jahr mit einer neuen Choreographie den direkten Wiederaufstieg an.

Ehe eine Choreographie perfekt sitzt (links die Standardformation bei einem Bundesligaturnier), sind unzählige schweißtreibende Trainingseinheiten erforderlich

Das Vorzeigepaar des TC Royal: Stefan Wenzel und Sandra Bähr

In über 3000 Arbeitsstunden haben die Mitglieder ihr Klubheim zu einem modernen Tanzsportzentrum ausgebaut

Standard oder Latein?

Indessen gehört der TC Royal nicht nur aufgrund seiner erfolgreichen Formationen zu den führenden Tanzsportvereinen Westdeutschlands, starten doch für den Club zudem insgesamt zehn hochklassige Standard-Paare in der A- und S-Klasse, will heißen, diese gehören zu den besten ihres Fachs im Amateurbereich. Womit wir wohl gleichsam des Pudels Kern angesprochen haben: Standard oder Latein – eine Gretchenfrage? Wohl kaum – sagt der Experte. „Wenn die jungen Paare mit dem Tanzsport beginnen, favorisieren sie meistens den Latein-Stil, denn er ist freier und wird nicht so eng getanzt, was vor allem für die Jungen wichtig ist", erklärt Thomas Prillwitz, Pressesprecher des TC Royal, schmunzelnd, „später jedoch, wenn die Paare verfeinerte sportliche Entwicklungsmöglichkeiten suchen, gehen sie häufig in den Standardbereich."

Stefan Wenzel und Sandra Bähr sind eines dieser Paare, oder vielmehr sie sind das Paar des TC Royal: 1994 Deutscher Meister der Hauptklasse A-Standard, Finalist der westdeutschen Meisterschaft 1995 und mittlerweile auf dem achten Platz der nationalen Rangliste – eine gleichwohl herausragende Erfolgsbilanz.

Doch grau ist bekanntlich nicht nur alle Theorie, sondern auch alle nichtssagende Statistik; man muß sie nämlich tanzen sehen, um auch als Laie halbwegs ermessen zu können, was es heißt, eines der besten S-Paare Deutschlands zu sein. Wenzel/Bähr tanzen eigentlich nicht, sie schweben vielmehr fast mühelos, jede Nuance der Musik auskostend, über das

Parkett und demonstrieren eindrucksvoll die scheinbare Leichtigkeit des klassischen Gesellschaftstanzes. Und irgendwann ahnt man als Beobachter schließlich, daß es nicht allein nur das Talent sein kann, das Publikum und Wertungsrichter gleichermaßen in den Bann zieht. Es ist die Ausdruckskraft und die Persönlichkeit des Paares, und die kann weder erlernt noch erkauft werden.

Trainerstunden in London

Sandra Bähr ist indessen das Triebwerk des Duos, während ihr Partner Stefan Wenzel die Rolle des stoisch gelassenen, des ruhenden Pols einnimmt: eine gute Kombination. Die 26jährige Sparkassenangestellte opfert ebenso wie ihr Partner jede freie Minute für ihren Sport, ein Privatleben oder gar Urlaub dürfte ihr gänzlich unbekannt sein. Falls sie in ihrer Freizeit einmal nicht beim Training im Sport-Zentrum des TC Royal anzutreffen ist oder mit Stefan an den Wochenenden bei Turnieren im gesamten Bundesgebiet um Plazierungen tanzt, dann jettet sie ganz einfach nach London und nimmt Trainerstunden. Nicht irgendwelche Trainerstunden, sondern sie läßt sich inmitten der Weltelite von keinem Geringeren als dem amtierenden Weltmeister in die letzten Geheimnisse des Tanzsports einweihen.

Das Besondere der S-Paare auf diesem Leistungsniveau ist das hervorragende Bewegungsgedächtnis und die ausgezeichnete Reaktionszeit. „Die S-Paare tanzen keine exakt vorausgeplante Choreographie, sondern Programmblöcke. Sandra besitzt etwa die Fähigkeit, in Bruchteilen einer Sekunde auch auf den kleinsten Fehler des Partners zu reagieren. Für das ungeschulte Auge ist das kaum wahrnehmbar", erklärt Trainer Klaus Koppen.

Die sündhaft teure Turnierkleidung und die weiten Reisen zu den verschiedenen Turnieren hinzugerechnet, verschlingt das natürlich eine Menge Geld. Sponsoren? Fehlanzeige, Wenzel/Bähr finanzieren alles aus eigener Tasche, sparen jeden Pfennig für ihre Passion, und obgleich sie dem Bundeskader der Standard-Paare angehören, erhalten jedoch nur die besten sechs eine finanzielle Unterstützung. Auf die Frage, was denn den besonderen Reiz des Tanzsports ausmacht, um dies alles auf sich zu nehmen, erntet man von Sandra nur jenes mitleidige Lächeln, welches einem bedeuten soll, daß man ja wohl rein gar nichts verstanden habe.

Dennoch: möglicherweise wäre Wenzel/Bähr, mit ihrem unglaublichen Engagement für den Tanzsport, mit ihrem Willen sich zu perfektionieren, um zu den Besten zu gehören, auch in einigen anderen Sportarten ein ähnlicher Erfolg beschieden gewesen. Die Amerikaner nennen es „spirit", die alten Griechen nannten es „arete". Jedenfalls besitzen sie eben das, was einen Champion ausmacht, und was so schwer zu erklären ist. Und daß sie das Zeug haben, eines Tages ganz oben zu landen, weiß auch Trainer Klaus Koppen: „Sandra und Stefan sind nun Mitte Zwanzig, das beste Alter für Standard-Paare ist jedoch Mitte Dreißig. Von daher haben sie noch ihre ganze sportliche Zukunft vor sich."

So schön sich jedoch die Erfolgsbilanz des TC Royal abschließend auch ausnimmt, der Verein hat ein Problem, das er mit fast allen Vereinen der unterschiedlichsten Sportarten teilt: der Nachwuchs fehlt. In den letzten Jahren ist die Zahl der Neuanmeldungen rapide zurückgegangen, denn immer weniger Kinder und Jugendliche finden die Muße, sich für eine Sache, für eine Sportart zu begeistern, um vielleicht einmal mit viel Engagement und Training das Niveau der Formations-Paare des TC Royal zu erreichen.

Noch finden sich genügend Tänzerinnen und Tänzer zum Training ein. Doch wie vielen anderen Klubs fehlt auch dem TC Royal der Nachwuchs.

ST. CLEMENS: WALLFAHRTS-STÄTTE SEIT 1744

Vom Gnadenbild „Mutter vom guten Rat" und dem Hagelkreuz in Sterkrade

PETER HOFFMANN

Wenn in Oberhausen vom Hagelkreuz und vom Gnadenbild der „Mutter vom guten Rat" die Rede ist, kann die Geschichte der Abtei und der Propsteikirche St. Clemens in Sterkrade nicht unerwähnt bleiben. Die Historie von Abtei und Kirche findet in der Fachliteratur, in den wissenschaftlichen Aufzeichnungen der nordrhein-westfälischen Hochschulen sowie in den Archiven der Kirchen und Städte, so in Oberhausen und Essen, ihre historische Bedeutung. Zunächst also einige wichtige Daten zur Zeitgeschichte:

Abtei „Rivulus Sanctae Mariae"

1234 – Gründung des Klosters Duissern,

1240 – Gründung des Klosters Defth in Grafenwald bei Kirchhellen.

Gründerin beider Klöster: Äbtissin Riginwidis von Hillen. Aus wirtschaftlichen Gründen – so wird angenommen – zieht die Klostergemeinschaft

1255 – zum „Herrenhof" nach Sterkrade, Besitzer Adolf von Holte. Hier beginnt eine Ära von Ereignissen und Entwicklungen, die das Kloster- sowie das kirchliche und öffentliche Leben jahrhundertelang bestimmen.

1809 – Aufhebung der Abtei.

1913 – Die Stadt Sterkrade (bis 1929 selbständige Gemeinde) übernimmt das Wappen der Äbtissin Anna Katharina von Nunum (1694 – 1715) – leicht modifiziert – als Stadtwappen für Sterkrade. Der Rabe im Wappen spricht für die „Sterkrader Schwarzen Raben".

1969 – Mit dem Abriß des Ostflügels fällt der letzte Gebäudeteil des ehemaligen Klosters Sterkrade. Die „Klosterstraße" erinnert auch weiterhin an die Geschichte der Abtei.

1994 – Archäologische Ausgrabungen bei der Neugestaltung des Großen Marktes fördern umfangreiches Fundmaterial zutage, das aus der Spätzeit der Abtei stammt und neue Erkenntnisse zur Baugeschichte des Klosters zuläßt.

Propsteikirche St. Clemens

957 – Nennung des Namens „Clemens" nach dem Märtyrerpapst in der Abtei Werden, die zur Propsteikirche St. Clemens eine historische Verbindung hat.

1150 – (vermutlich noch früher) Gründung einer Kapelle, die als erste Clemenskirche angesehen werden kann.

1281 – erfolgt erstmals die Bezeichnung der Kirche als „Pfarrkirche" nach Angliederung an das benachbarte Zisterzienserinnen-Kloster. Viele Jahre hat diese Kirche, nach heutigen Maßstäben eher ein „Kirchlein", den Gläubigen als Gotteshaus gedient, das 1734 in den „Klevischen Katasterkarten" auch bildlich festgehalten wurde.

1981 – 700-Jahrfeier der Propsteikirche St. Clemens mit einer Ausstellung in der Sterkrader Stadtsparkasse unter dem Namen „Zeugnisse der Vergangenheit". Alte Urkunden und wertvolle sakrale Kunst- und Kultgegenstände dokumentierten die bewegte Vergangenheit der Kirchengemeinde St. Clemens.

1868 bis 1872 – Bau der neuen Clemenskirche im romanischen Stil.

1945 – Dieses 3. Kirchengebäude wird durch Kriegseinwirkungen stark beschädigt. Es erfolgt der Abriß.

1952 bis 1953 – baut die Gemeinde St. Clemens nach teilweise erregten Diskussionen über den Standort ihr viertes Gotteshaus an der Stelle, wo die Kirche heute steht. Der Kirchturm wurde erst Jahre später gebaut.

1965 – Erhebung der Clemens-Pfarrgemeinde zur Propstei. Die Pfarrer erhalten den Titel „Probst".

Verheerendes Unwetter

Zum Hagelkreuz ist in der

Pfarrchronik der Probsteigemeinde St. Clemens folgendes zu lesen:

„Im Jahre 1704 fiel ein schreckliches Sturm- und Hagelwetter über Sterkrade ein, desgleichen kein Mensch in diesem Lande erlebt hatte, und welches in einer einzigen Stunde alle Garten-, Haus- und Feldfrüchte zerschmetterte und vernichtete, im gleichen die Dächer und Gebäude so jämmerlich zurichtete, als wenn sie der Feind bombardiert hätte. Viele Menschen auf dem Felde, Vieh und Schafe auf den Weiden wurden sehr beschädigt. Vögel fielen tot zur Erde nieder, waren ja die Schlossen merstenteils so groß wie Tauben-, etliche wie Hühnereier, sollten sogar einige an zwei Pfund gewogen haben. Das war Gottes Strafgericht!"

Bei der landläufigen Volksfrömmigkeit sind von Alters her die Bittprozessionen, die durch die Felder ziehen, um Gottes Segen für eine unbeschadete Ernte zu erbitten, ein bedeutsames religiöses Ereignis. Das ist auch in Sterkrade ein seit fast 200 Jahren üblicher Brauch. Im Gedenken an das verheerende Unwetter des Jahres 1704 errichtete der damalige Schullehrer Peter Rogez, genannt Lantermann, 1802 ein hölzernes Kreuz an der Straßengabelung Markt- und Friedhofstraße in Sterkrade. Die Söhne des Lehrers, Johann, Joseph und Anton, ersetzten am 12. Mai 1849 durch ein Steinkreuz das verwitterte Holzkreuz. Die Urkunde der Grundsteinlegung zum Hagelkreuz ist ein einzigartiges Dokument der Zeitgeschichte:

„Im Jahre 1802, am Karfreitag, errichtete Peter Rogez, genannt Lantermann, an dieser Stelle ein hölzernes Kreuz, das der Zahn der Zeit im Frühjahr 1849 zerstört hat. Die drei Söhne desselben, Johann, Anton und Joseph errichteten daher am 12. Mai 1849 das gegenwärtige steinerne Kreuz. Die Gemeinde Sterkrade zählt 2000 Seelen. Der katholische Pfarrer heißt Anton Witte, der katholische Kaplan Joseph Winkelmann. Schullehrer waren der vorgenannte Johann Rogez, genannt Lantermann, von hier und Constantin Zöller aus Ruhrort. Der Haupt-

Bei der Fronleichnamsprozession im Juni 1993 wurde das neue und mittlerweile dritte Hagelkreuz eingeweiht. Der Corpus Christi stammt aus der Glockengießerei in Gescher

ernährer der Einwohner ist die Eisenfabrik, die vor einem Jahr noch 2000 Arbeiter beschäftigte. Oekonome, die von dem Ertrag ihrer Grundstücke leben, sind höchstens vier. Das Malter Roggen, vier Scheffel, kostet 4 1/2 Taler, 14 Taler sind eine feine Mark Silber. Die Regierung ist die Preussische. Seit März 1848 ist fast ganz Europa im Aufstand; alle gesetzlichen Bande sind gelöst, die Regierung ohne Kraft. Papst Pius IX. seit drei Monaten aus Rom verjagt. Frankreichs König nach England geflüchtet. Alle Fürsten bedroht, auch ihre Krone zu verlieren. Ungarn kämpft gegen seinen Kaiser, Frankreich nennt sich zum 2. Male eine Republik. Ueberall Kampf gegen die Regierungen. Nicht einmal ein einiges Deutschland. In Dresden wütet der Straßenkampf. Der König von Sachsen ist geflüchtet nach Königstein; Rhein-Bayern hat sich von Bayern losgerissen. Elberfeld, Krefeld und Düsseldorf stehen kampffertig. Eben erzählt man sich, dass der Kampf begonnen und beiden Parteien Tote zähle. Auch der Kampf des Glaubens an den Erlöser ist ein harter gegen den Unglauben. Möge der Herr alles zum Guten lenken.
Amen!
Sterkrade, den 12. Mai 1849
Johann Rogez gen. Lantermann
Joseph Rogez gen. Lantermann
Anton Rogez gen. Lantermann
Constantin Zöller"

In der Nacht vom 22. auf den 23. April 1993 wurde das fast 150 Jahre alte Hagelkreuz in grober Weise zerstört. Aber schon bei der Fronleichnamsprozession am 10. Juni 1993 konnte das neue und dritte Hagelkreuz eingeweiht werden. Der Corpus-Christi stammt aus der Glockengießerei in Gescher. Interessant ist der Fund eines Fundamentsteins, der ein alter Mühlstein der Zisterzienser sein könnte und heute im Pfarrgarten aufbewahrt wird.

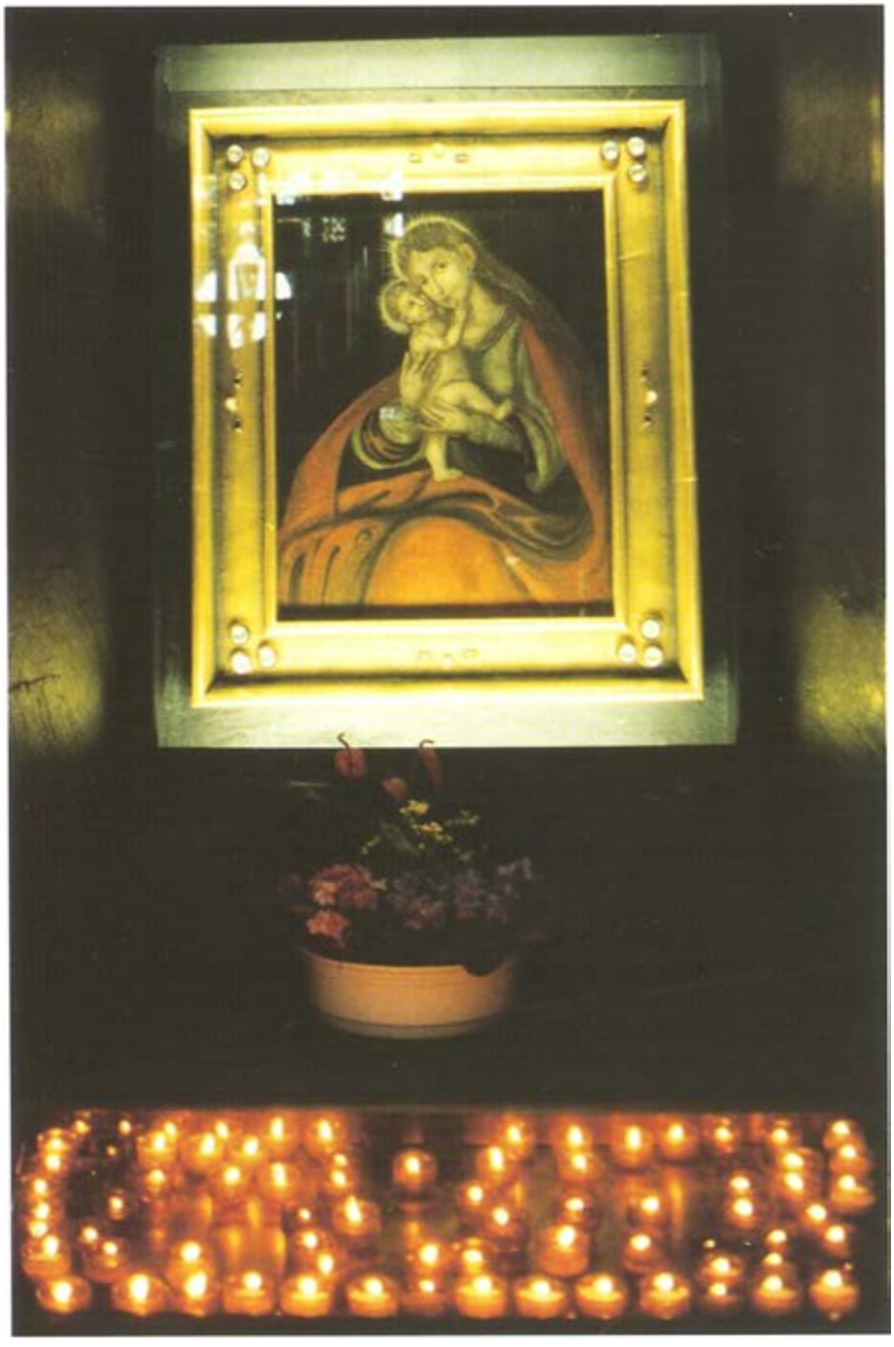
Von Vandalen zerstört wurde das zweite, 1849 aufgestellte Hagelkreuz

Der Fundamentstein im Pfarrgarten könnte ein alter Mühlstein der Zisterzienser sein

Gläubige aus dem Dekanat Sterkrade haben jahrhundertelang an den Hagelkreuz-Prozessionen teilgenommen. Die Prozession erfreut sich wie eh und je großer Beliebtheit, wobei es der Propsteigemeinde St. Clemens gelungen ist, auch andere Pfarrgemeinden des Dekanates in das Geschehen mit einzubinden.

„Mutter vom guten Rat"

Auch als Wallfahrtsort hat Sterkrade Geschichte geschrieben. Bis heute ist die St. Clemens-Propsteikirche ein Ziel von Marienverehrern und Wallfahrern geblieben. Über die Tradition der Marienverehrung gibt ein Andachtsbüchlein aus dem Jahre 1764 Auskunft. Die im 17. Jahrhundert entstandene Nachbildung des Passauer Gnadenbildes „Maria hülf" entspricht der Originalfassung der Mariendarstellung von Lucas Cranach dem Älte-



Anziehungspunkt für Wallfahrer: das Gnadenbild „Mutter vom guten Rat" in der Propsteikirche in Sterkrade

ren (1474 – 1553). Wie die in Öl auf Leinwand gemalte Kopie nach Sterkrade gelangte, ist ungeklärt. Die Verehrung des Gnadenbildes „Mutter vom guten Rat" erfolgt seit 1738, die kirchliche Anerkennung wurde 1744 erteilt. Seitdem ist die Propsteikirche in Sterkrade anerkannte Wallfahrtsstätte.

Die „wunderbaren Ereignisse", die sich um das Gnadenbild ranken, schildern u. a. wundersame Vorgänge und Heilungen, die medizinisch nicht zu erklären waren und von Zeitzeugen bestätigt wurden. Das Gnadenbild hat aber überwiegend die Menschen in ihrer Not und Sorge begleitet und getröstet. Propst Johannes Knauf, viele Jahre Pfarrer der Propsteigemeinde, schreibt im Andachtsbüchlein zum Gnadenbild der „Mutter vom guten Rat": „Wir wissen heute, daß manchem die Marienverehrung fremd geworden ist und wir sagen nicht, daß sie weniger gute Christen sind, weil sie im Glauben und in ihrer Frömmigkeit anders empfinden. Wie jede Frömmigkeitsweise ist auch die Marienverehrung in ihrer Akzentsetzung dem Wechsel der Zeit und den jeweiligen theologischen Gewichten unterworfen."

Nicht nur Oberhausener Katholiken verehren das Gnadenbild in der Sterkrader Propsteikirche, Wallfahrer kommen auch aus vielen auswärtigen Gemeinden.

Die ehemalige Abtei (auch als „Kloster Sterkrade" bekannt), die Propsteigemeinde St. Clemens, das Hagelkreuz und das Gnadenbild bilden eine historische Einheit von Vergangenheit und Gegenwart und haben in der Geschichte unserer Stadt einen festen Platz, der auch für kommende Generationen, so bleibt zu hoffen, Bestand hat.

Quellenverzeichnis:
Kirche in Oberhausen, Band 1; Katholische Kirchen in Oberhausen, Bildband; Ursprünge und Entwicklungen der Stadt Oberhausen, „Quellen und Forschungen zu ihrer Geschichte"; Die Sterkrader Zisterzienserinnen-Abtei und die Propsteikirche St. Clemens; Das Münster am Hellweg, Heft 10/12, 1977.

DER WIND DREHT AM RAD DER GESCHICHTE

Baumeister-Mühle ist ein historisches Juwel

SASCHA UNGER

Die Homberger Straße kennen eigentlich nur wenige Oberhausener. Versteckt hinter einem Autobahndamm hat hier jedoch einer der herausragenden Zeitzeugen der Oberhausener Stadtgeschichte seinen Platz – und das „herausragend" ist wörtlich zu nehmen. Hinter dem Damm nämlich lugen die meterhohen Flügel einer Windmühle hervor, die noch vor fünf Jahren zu verfallen drohte. Heute ist die Baumeister-Mühle, so benannt nach ihrem Besitzer, ein Schmuckstück in diesem etwas entlegenen Winkel Oberhausens. Frisch renoviert bietet sie seit 1995 nicht nur die einmalige Gelegenheit, dem Müller über die Schulter zu schauen; auch Kunstgalerien haben das elegant-rustikale Ambiente der Mühle entdeckt und nutzen es seither für Ausstellungen und andere kulturelle Ereignisse.

Regelmäßig zu Pfingsten zeigt die knapp 140 Jahre alte Dame, was so alles in ihr steckt. Am letzten „Deutschen Mühlentag" hat Hermann Baumeister „um die 1000 Leute" auf seinem Grundstück gezählt. Der stolze Mühlenbesitzer freut sich über das überwältigende Interesse der Besucher und führt diese auch persönlich durch das schmucke Schätzchen. „Und das alles ohne Frühstück", lacht er, denn dazu sind er und seine Mitarbeiter nicht mehr gekommen. Um 9 Uhr haben die ersten Mühlen-Fans, zum Teil von weit angereist, schon vor der Tür gestanden.

„Passen Sie auf Ihren Kopf auf!" ist der Satz, den die Müller an solchen Tagen nur allzuoft sagen. Ein wichtiger und ernstzunehmender Rat, denn die mächtigen Räder, Achsen und Wellen, die im Innern der Mühle so massiv und irgendwie unbeweglich aussehen, können schlagartig beginnen, sich zu drehen. Hermann Baumeister kennt mittlerweile jede Ecke und jeden Winkel seiner Mühle, mahlt er doch, so oft es Interessenten gibt, das Getreide selbst. Daraus resultieren wohl auch die auf den ersten Blick etwas seltsam anmutenden Öffnungszeiten bei den Baumeisters: Mittwoch von 15 bis 18.30 Uhr, Donnerstag und Freitag von 10 bis 18.30 Uhr, Samstag von 10 bis 13.30 Uhr – oder wenn sich die Flügel drehen!

Und die drehen sich nicht etwa im Uhrzeigersinn, sondern links herum wie bei allen anderen Windmühlen auch. Die Mechanik, die zu einem großen Teil aus Holz besteht, ist speziell auf das Linksdrehen ausgerichtet. Schon bei der Fertigung der Räder und Zapfen wird darauf geachtet, in welcher Richtung die Fasern des Holzes verlaufen. Außerdem gibt es eine Rücklaufbremse, die verhindert, daß sich die Flügel „rückwärts" und somit verkehrtherum drehen.

Unter der Haube schlägt das Herz der Windmühle; hier ist sozusagen der „Motorenraum". Die Haube ist auf Rollen gelagert und kann einmal im Kreis gedreht werden. Bei einer Windstärke von 5 bis 7 Beaufort erzielen die Müller das beste Ergebnis. Denn drehen sich die Flügel zu langsam, wird das Getreide zerrieben oder zerquetscht. Bei zu starkem Wind laufen die beiden schweren Mühlsteine heiß und das Getreide verbrennt. Da helfen nur Erfahrungswerte, die man an der Homberger Straße seit zwei Jahren wieder fleißig sammelt.

Nach einer amtlichen Statistik gab es vor 150 Jahren am Niederrhein rund 300 Windmühlen. Von diesem reichen Erbe sind heute noch 170 Exemplare mehr oder weniger gut erhalten. Fast alle stellten zwischen 1910 und 1970 ihren Betrieb ein. Nur zwei – im Selfkant bei Heinsberg gelegen – hielten noch weiter durch, wenn auch

mehr aus unbeugsamem Idealismus ihrer Besitzer als aus wirtschaftlichen Überlegungen. Weitere fünf wurden in den 80er und 90er Jahren wieder in Betrieb genommen, und zwar von gemeinnützigen Fördervereinen. Mit einer Ausnahme: der Baumeister-Mühle in Buschhausen.

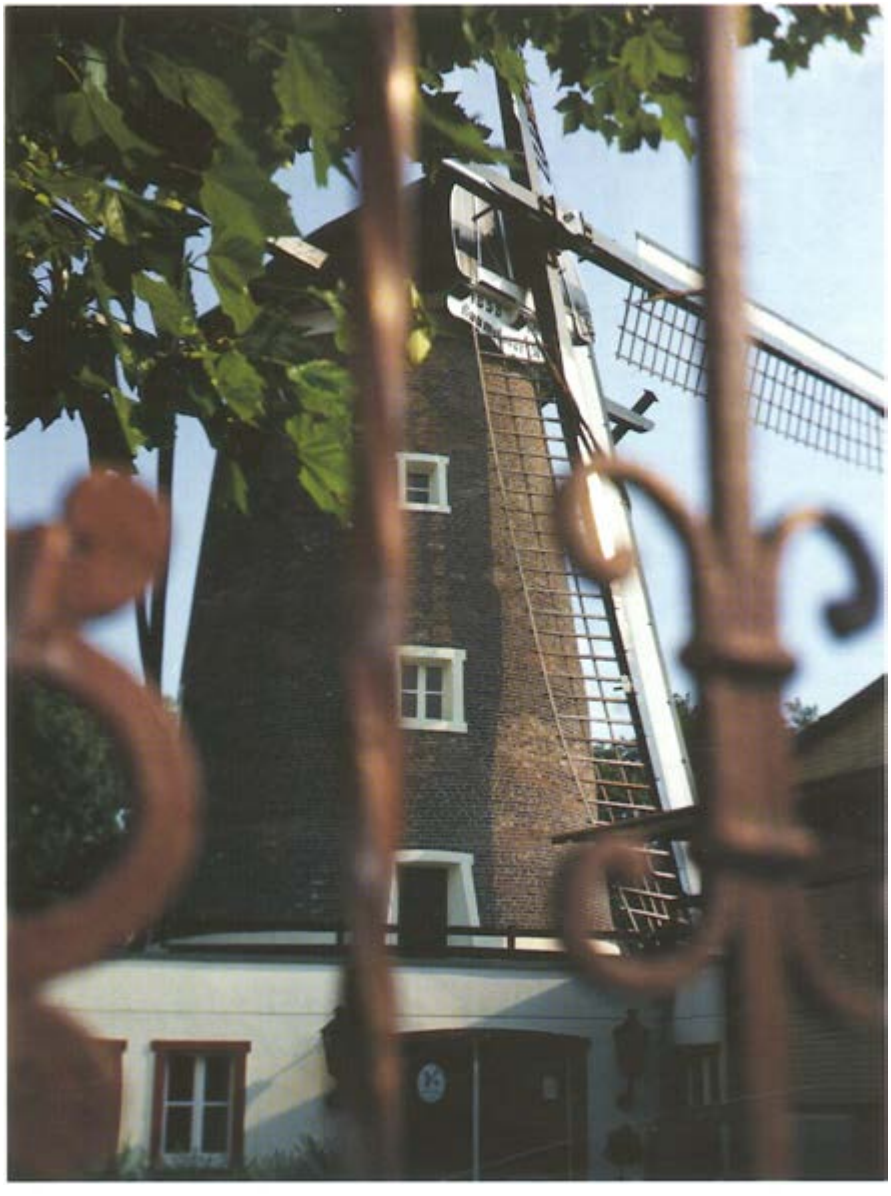
Die ersten Mühlen überhaupt entstanden im 13. Jahrhundert. Es gibt kaum eine niederrheinische Stadt, die in dieser Zeit nicht wenigstens einen ihrer westlichen Stadttürme zugleich auch als Windmühle nutzte. In Köln, Zons, Liedberg, Neuss, Uerdingen, Kempen, Geldern und Rees kann man sie heute noch sehen, zum Teil sogar wie damals im Schmuck ihrer Mühlenflügel.

Wenig später wurden ähnliche Windmühlen-Türme auch draußen im Feld gebaut. Sie glichen den Stadttürmen und waren wehrhafte Bauwerke, ohne jedoch eine solche Funktion zu besitzen. Die Baumeister-Mühle entstand ebenfalls fernab jeder größeren Siedlung, allerdings erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts.

Das Bauwerk von 1858 ist ein Zeuge der vorindustriellen Zeit. Es hat zwei Kriege überstanden, das rasante Wachstum der Stadt, den Bau der Autobahn keine zehn Meter von ihr entfernt. Doch in einem solch ausgezeichneten Zustand wie heute befand sie sich nicht immer: Viele Jahre standen ihre Flügel still, und ihr Innenleben fehlte sogar ganz. Zu allem Überfluß wurde die Mühle vor sechs Jahren durch Sturmböen erheblich beschädigt.

Ernte-Erträge geschrotet

Heinrich Baumeiser erwarb die gerade fertiggestellte Mühle an der damaligen Mühlenstraße von der Familie Köster. Hier schrotete er nicht nur die eigenen Ernte-Erträge, sondern auch das Getreide der landwirtschaftlichen Nachbarn im Gebiet des Oberhofs Beeck-Buschhausen. Nach 20 Jahren übernahm sein Sohn Hermann Mühle und Acker.



Im Schmuck ihrer Flügel präsentiert sich die Mühle seit der Restaurierung im Jahre 1995

Bis zum Ersten Weltkrieg wurde die Anlage mit Windkraft und einer Dampfmaschine betrieben, erst dann erfolgte auch hier die Elektrifizierung. In der Nachbarschaft änderte sich ebenfalls eine ganze Menge: Durch die fortschreitende Industrialisierung kamen viele Ostpreußen und Polen ins Ruhrgebiet. Viele dieser Neuan-

siedler blieben auch hier ihren Traditionen treu und betrieben Ackerbau und Tierhaltung in kleinerem Rahmen. Hermann Baumeister erkannte einen neuen Markt und stellte seinen Betrieb auf Kraftfutter-Fabrikation um.

Seine beiden Söhne Leo und Karl gründeten ein neues Kraftfutter-Werk in Sterkrade. Als dieses 1936 abbrannte, trennten sich die Wege der Brüder. Karl Baumeister betrieb die Mühle in Buschhausen bis 1961 weiter und verarbeitete Roggen zu Schrot. Dann baute er einen Großbetrieb auf der Weidenstraße. Leo errichtete ein neues Werk in Neumühl. Und die Mühle? Sie stand fortan still und verfiel.

Unter der Haube schlägt das Herz der Mühle

Erst 1975 ließ Leo Baumeister als Erbe in der dritten Generation eine neue Haube und neue Flügel installieren. Da aber erneut keine Nutzung stattfand, nagte wieder der Zahn der Zeit an dem Bauwerk. 1990 geschah schließlich das, was alle erschütterte: Die Flügel brachen bei einem heftigen Sturm ab. Die Mühle war nun eine Ruine.

Bei Hermann Baumeister, der nun schon in vierter Generation das Erbe seiner Vorfahren antrat und seit jeher mit Leib und Seele der Müllerei verschrieben war, reifte in dieser Zeit der Gedanke, die vom völligen Zerfall bedrohte Mühle wieder aufzubauen und – noch wichtiger – endlich wieder mit Leben zu füllen. Der Zufall wollte es, daß eine mühlenbegeisterte Architektin neues Feuer in diese Idee brachte. Zusammen dachten sie verschiedene Möglichkeiten einer Nutzung an. Schließlich stand fest, daß der Turm wieder mit einem Mahlgang versehen und der Mühlenberg wieder für den gewerblichen Betrieb ausgebaut werden sollte.

Turm war gespalten

Wieder vergingen Monate, bis dann endlich am 29. November 1993 mit den Sanierungsarbeiten begonnen werden konnte. Eine Reihe von Problemen galt es nun zu meistern. So stellte sich heraus, daß der Turm gespalten und darüber hinaus zwölf Zentimeter aus der Waage und 17 Zentimeter aus dem Lot geraten war. Zudem erforderte die Tatsache, daß die Mühle auf Fließsand gebaut war, die Betonierung des Fundaments.

Im Mai 1994 wurden die Hölzer für die Haube geliefert und an Ort und Stelle zusammengesetzt. Drei Wochen später hievte sie ein riesiger Kran auf die Spitze des Turms. Nun war das Wichtigste geschafft. Innenausbau, Elektroinstallationen und Estricharbeiten dauerten allerdings noch einmal zehn Monate. Die Fertigstellung der „neuen alten" Baumeister-Mühle konnte letztendlich am 1. Mai 1995 gefeiert werden.

1,5 Millionen Mark hat die Rekonstruktion gekostet. „Das ist nur möglich gewesen, weil eine spätere Nutzung der Mühle immer an erster Stelle gestanden hat", erklärt Hermann Baumeister. So betreiben er und seine Familie heute einen Wein- und Lebensmittelhandel, der bei Insidern schon großen Anklang findet. Außerdem machen die Baumeisters seit einigen Monaten „in Kultur": Regelmäßig finden im Mühlenberg Ausstellungen, Lesungen und andere kulturelle Veranstaltungen statt.

Die Windmühle wird darüber hinaus wieder ihrem einstigen Charakter als Landmarke gerecht: Wer die Autobahn A3 von Oberhausen nach Köln befährt, hat nun wieder die zwölf Meter langen und insgesamt 15 Tonnen schweren Flügel im Blick.

STARS IN DER ARENA

Deutschlands modernste Veranstaltungshalle steht in der Neuen Mitte

KLAUS MÜLLER

Licht aus – und Spot an! Vorbei sind die Zeiten, da man lange Wege in Kauf nehmen mußte, um internationale Größen der Pop- und Rock-Musik „Live on Stage" erleben zu können. Führte der Weg bislang in die Dortmunder Westfalenhalle, kam man unweigerlich in den „Genuß" kilometerlanger Staus auf der A 40, dem „Ruhr-Schleich-Weg"; lautete das Ziel „Düsseldorfer Philipshalle", ärgerte man sich über katastrophale Verhältnisse auf den umliegenden Parkplätzen; in der nahegelegenen Grugahalle der Nachbarstadt Essen trübte eine alles andere als perfekte Akustik das Konzerterlebnis; und auch das Oval der Domstadt Köln ist eben – wie der Name schon sagt – eher eine Sporthalle, von der mühseligen Anreise mal ganz zu schweigen. Doch, wie schon gesagt: Diese Zeiten sind ein für allemal vorbei. Zeitgleich mit der „CentrO."-Eröffnung ging nämlich in der „Neuen Mitte Oberhausen" eine nagelneue Halle an den Start, die alle diese Unannehmlichkeiten der Vergangenheit angehören läßt. Die zentrale Trasse des Öffentlichen Personen-Nahverkehrs (ÖPNV) mit in Spitzenzeiten alle 90 Sekunden fahrenden Bussen und Bahnen garantiert eine staufreie An- und Abreise; über 10000 gebührenfreie Parkplätze stehen zudem all jenen zur Verfügung, die auf den eigenen fahrbaren Untersatz nicht verzichten möchten; im Innern der Multifunktionshalle lassen eine zukunftsweisende Architektur und modernste Technik unangenehme Widerhall-Effekte verstummen; und obendrein kann es – beispielsweise dank einer permanent verfügbaren Eisfläche – hier auch von einem Tag auf den andern ausgesprochen sportlich zugehen. Licht aus – und Spot an für die „Arena Oberhausen"!

Trotz seines mit rund 11500 Plätzen überaus beeindruckenden Fassungsvermögens – größer ist in der näheren Umgebung derzeit nur die Dortmunder Westfalenhalle mit einer Kapazität von bis zu 15000 Besuchern – fügt sich der fast familiär wirkende Hallenkomplex ausgesprochen harmonisch in das Gesamtkonzept vom Oberhausener CentrO. ein. Doch in erster Linie sind es die „inneren Werte", die in der „Arena der Superlative" neue Maßstäbe setzen. Apropos: Hat der Besucher sein Ticket an einer der acht Abendkassen, die lange Wartezeiten von vorneherein ausschließen, gekauft, kann er es sich auf dem von ihm erstandenen Platz bequem machen. Wo in anderen Hallen noch Plastik-Schalen oder hölzerne Klappstühle vorherrschen, versprechen hier gepolsterte Sitzflächen bislang ungewohnten Komfort. Zudem steigen Reihen und Ränge derart steil empor, daß selbst vor einem sitzende Modell-Athleten vom Gardemaß eines amerikanischen Profi-Basketball-Teams die freie Sicht zur Bühne oder auf das Spielfeld in keinem Fall beeinträchtigen können.

Einzigartig ist zudem ein Angebot, das sich freilich in erster Linie an finanzkräftige Unternehmen richtet. Diese können ganzjährig eine von insgesamt 22 luxuriösen Logen mit elf bis siebzehn Sitzplätzen anmieten. Vor, während und nach den jeweiligen Veranstaltungen stehen den Gästen dieser exklusiven Suiten ein eigener Garderobenschrank, eine komplett ausgestattete Küchenzeile, ein separater Toiletten-Bereich und eine sich um die persönlichen Wünsche und Bedürfnisse kümmernde Service-Kraft zur Verfügung.

Womit wir bei einem der wichtigsten Stichwörter überhaupt sind: Service! Was CentrO.-Investor Eddie Healey und sein Sohn und Geschäftsführer Paul in diesem

„Neuer Stern" am Veranstaltungshimmel: die Arena Oberhausen

Punkt an in der Bundesrepublik bislang wohl einmaligen Innovationen eingebracht haben, setzt sich auch in der „Arena" lückenlos fort – ist, wie die Amerikaner vor allem in technischer Hinsicht gerne zu betonen pflegen – „State of the Art".

Dabei entgeht es dem aufmerksamen Besucher nicht, daß mit „Ogden Entertainment Services" das Management des sage und schreibe rund 100 Millionen Mark teuren Projektes „Arena" in den Händen einer Tochtergesellschaft der New Yorker „Ogden Corporation" liegt, die sich als Betreiber von über 130 Arenen und Stadien weltweit einen guten Namen erworben hat. Unter diesem Gesichtspunkt überrascht es dann eigentlich kaum noch, daß über 200 professionelle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – angefangen beim freundlichen, aber bestimmten Sicherheits-Check am Einlaß über neuerdings „Steward" genannte Ordnungskräfte bis hin zum unermüdlich auch während einer laufenden Veranstaltung wirbelnden Reinigungs-Personal – einen reibungslosen und sicheren Ablauf garantieren. „Service" wird beim „American Way of Life" halt ungleich größer geschrieben, als es in weiten Teilen Europas und insbesondere – leider! – auch in Deutschland bislang der Fall war. Mit einem Netto-Jahresumsatz von über zwei Milliarden US-Dollar und weltweit über 46000 Mitarbeitern gehört „Ogden" zu den einhundert größten Dienstleistungs-Unternehmen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Erfahrungen aus ihrer über 100jährigen Unternehmensgeschichte fließen jetzt in das Projekt „Arena Oberhausen" ein, denn der Konzern hat sich in einem 20-Jahres-Vertrag für den Betrieb der Mehrzweckhalle im Freizeit- und Einkaufs-Zentrum „CentrO." verpflichtet.

Amerikanisch auch das gastronomische Angebot an den über 50 Verkaufstheken, die in den hellen und perfekt ausgeschilderten Hallen-Rundgängen zum Snack einladen: Chicken-Sandwiches, mexikanische Nachos und – natürlich – Hamburger und Fritten bis zum Abwinken. Auch hier glänzt das überwiegend junge Personal durch eine ungeahnte Freundlichkeit: Sollte der Ansturm gerade mal allzugroß gewesen sein, wird die unvermeidliche Wartezeit garantiert mit einem besonders herzlichen Lächeln und netten Worten „versüßt". Wer es eher pikant mag, pumpt sich den gewünschten Mix aus Senf, Mayonnaise oder Ketchup selbst auf die Bulette – an einer „Topping Bar" mitten im Gang. Mahlzeit! Und wer hier das zugehörige „Prost"! vermißt, soll nicht lange enttäuscht werden: Pils und Alt vom Faß fließen – gottlob! – noch aus Fässern deutscher Brauereien in die Plastikbecher.

Da müssen die Verantwortlichen aus Amiland wohl gerade rechtzeitig auf den Geschmack gekommen sein und haben schließlich zum Glück die „einzig wahre" Entscheidung gegen das schale und schaumlose Gebräu aus der „Neuen Welt" getroffen, auf daß den Besuchern der Slogan „Welch ein Tag!" in der Arena Oberhausen nicht gleich im Halse steckenbleibt. Koffeinhaltige Limonade gibt's wie diverse Brausen natürlich auch in „aller-light" Versionen. Erfreulich: Alkoholfreie Getränke sind billiger als Bier!

Doch zurück zum Hallen-Equipment: Was den Besuchern recht ist, soll den Stars und Sternchen aus den Bereichen Showbusiness, Sport und Entertainment natürlich billig sein. Die Vielzahl an Annehmlichkeiten beginnt schon bei der Anlieferung der immer auf-

11.500 gepolsterte Sitzplätze und eine rundum gute Sicht bieten angenehmen Komfort

wendigeren Requisiten. Die großen Trucks können direkt an das Bühnenende heranfahren und ihre wertvolle Fracht an sechs Rolltoren und drei Laderampen be- und entladen. Die Bühne mißt 18 mal 15 Meter zuzüglich zweier Seitenflügel, ist in der Höhe zwischen 1,20 und 1,80 Meter verstellbar und steht damit als einer der größten verfügbaren Spielorte in der ganzen Bundesrepublik ohne jede Probleme auch für überdimensionale Projekte zur Verfügung.

Auf Carreras und Co. warten zwei 45, beziehungsweise 38 Quadratmeter große Star-Garderoben mit je zehn Quadratmeter großen Toiletten und Duschen. Rückt Udo Jürgens wie gewöhnlich mit der kompletten Pepe-Lienhard-Band an, stehen für den Orchester-Chef und sein Team zusätzlich zwei jeweils 85 Quadratmeter messende Künstler-Garderoben zur Verfügung, denen je 27 Quadratmeter große Sanitär-Bereiche mit drei Toiletten, acht Duschen und zwei Waschbecken zugeordnet sind. Doch damit immer noch nicht genug: Kommt es in der „Arena" zu sportlichen Highlights, finden Gast-Mannschaften zwei jeweils 40 Quadratmeter große Umkleideräume – inklusive einer Extra-Trainingsfläche (!) und eines Produktionsleiterbüros – vor. Das in Oberhausen über „Heimrecht" verfügende Team kann sich sogar auf einer Fläche von 58 Quadratmetern die Trikots überstreifen, und da es – so „Ogden" – langfristig in Oberhausen auch eine eigene Eishockey-Mannschaft geben soll, stehen für die kufenbewehrten Puck-Jäger nochmals weitere 58 Quadratmeter und ein großer Sanitärbereich zu Verfügung.

Platz demnach in Hülle und Fülle in der andernorts häufig sonst so beengten Back-Stage-Area. Als erste Künstler kamen übrigens am 21. September Francis Rossi, Rick Parfitt & Co. – besser bekannt als „Status Quo" – in den Genuß der neuen Örtlichkeit. Bei der Eröffnung des musikalischen Reigens stellte das „Arena"-Management auch gleich Ideenreichtum unter Beweis: Im Vorfeld schrieben sie den sogenannten „Rockarena"-Wettbewerb aus, der in den kommenden Jahren regelmäßig wiederholt werden und von dem es – modernste Technik macht's auch hier wieder einmal möglich – demnächst Live-Mitschnitte auf CD geben soll. Lokalen Bands aus dem Revier wurde die bislang wohl einmalige Chance offeriert, im Vorprogramm von „Status Quo" in die Saiten und Tasten zu hauen. Die Resonanz war überwältigend: Eine fachkundig besetzte Jury schlug sich Tage und Nächte um die Ohren, um hunderte von eingesandten Demo-Kassetten und Bändern abzuhören. Am Ende hatte sich Qualität „Made In Oberhausen" dann gleich in zwei von drei Fällen durchgesetzt: Die Formationen „Harte Männer tanzen nicht" und „Subway Riders" werden ihre Gigs zur offiziellen Eröffnung der nagelneuen „Arena Oberhausen" im CentrO. vor dem ganz ohne Zweifel größten Publikum in der jeweiligen Bandgeschichte wohl so schnell nicht vergessen; dritte im Bunde der Vorgruppen von „Status Quo" waren übrigens die „Rain Ministers" aus Waltrop.

Es folgte Anfang November das zunächst in der Essener Grugahalle geplante, aufgrund des ausgesprochen bombastischen Bühnen-Aufbaus dann aber doch in die „Arena" verlegte Konzert von Gloria Estefan. Dem Vernehmen nach soll sich der amerikanische Superstar in der hufeisenförmigen Halle „wie zuhause" gefühlt haben – was bei dem Betreiber namens „Ogden" ja auch kaum verwundert. Rasant ging's auch am Abend des 7. Dezember zu, wo eine große Michael Schumacher-Party über die Bühne ging, moderiert von Günter Jauch und mit Musik der italienischen Rock-Röhre Gianna Nannini.

Daß die „Arena" aber bei weitem nicht nur für laute Töne zu haben ist, beweist der Auftritt der Opern-Diva Montserrat Caballé mit ihrer Tochter Marti bei einem vorweihnachtlichen Liederabend. Nur drei Tage später, am 22. Dezember, steigt eine große Unicef-Weihnachtsgala, bei der unter der Leitung des weltberühmten Lord Yehudi Menuhin das Litauische Kammerorchester und der Staatschor Kaunas – begleitet von mehreren Solisten – Händels „Der Messias" aufführen. Fest gebucht ist darüber hinaus der Auftritt von Star-Tenor Placido Domingo, der am 30. Januar 1997 in die Oberhausener Arena kommt. Eher für die jüngere Generation dürfte der Auftritt der Kult-Gruppe „Backstreet Boys" am 26. Februar geeignet sein, derweil die Walt-Disney-Revue „World on Ice" unterhaltsame Stunden für die ganze Familie garantiert.

Für 1997 verspricht das Hallen-Management weit über 100 Events: Pop-, Rock- und klassische Konzerte, Sportveranstaltungen wie Eishockey, Tennis, Handball, Hallenfußball, Basketball oder Boxen sowie Highlights für die ganze Familie wie Eis-Revuen und Musicals sollen die Schwerpunkte des abwechslungsreichen Programms in der Oberhausener „Arena" sein. Was konkrete Namen betrifft, hüllen sich die Verantwortlichen allerdings nach wie vor in Schweigen. Lange Zeit herrschte noch Unklarheit, ob die Halle auch tatsächlich termingerecht fertiggestellt werden könnte. Kostbare Zeit, in der die großen Tournee-Veranstalter für ihre Künstler noch die bereis laufenden Hallen buchten.

Mittlerweile aber geben sie sich und den Organisatoren von Sportveranstaltungen sprichwörtlich die Klinke in die Hand und zeigen sich sowohl von der „Arena" als auch vom gesamten Projekt „Neue Mitte" tief beeindruckt. Schließlich kann die Stadt Oberhausen mit der einzigen Mehrzweckhalle Deutschlands aufwarten, die dank der permanent verfügbaren Eisfläche den Service eines kontinuierlichen Eissport-Betriebs ermöglicht. Außerdem ist die „Arena" – neben der Ausstattung mit einer festinstallierten Großbild-Videowand und Anzeigetafel – bereits für modernste Übertragungstechnik vorbereitet und garantiert höchstmögliche Qualitäten für Live-Fernseh-Shows. Und, mit Verlaub, in welcher anderen Halle bietet sich sowohl den auftretenden Künstlern, ganz egal, aus welcher Branche sie nun stammen, als auch den vielen tausend Besuchern die tatsächlich einmalige Gelegenheit, direkt im Anschluß an Show, Konzert oder sportlichen Wettbewerb sozusagen „gleich um die Ecke" in einem „Planet Hollywood"-Restaurant zu speisen, in einem echten „Brauhaus" den Durst zu stillen oder auf einer „Promenade", umgeben von „Laser and Light", ganz einfach zu relaxen?

Somit dürfte es tatsächlich nur noch eine Frage der Zeit sein, bis Harald Juhnke, Udo Jürgens, Elton John, Siegfried Jerusalem und

Die Alt-Rocker von „Status Quo" kamen zur Eröffnung der Halle

Michael „Air" Jordan sich in der „Arena" ein Stelldichein geben, Wetten, daß ...? Apropos: Vielleicht findet ja auch der „Tommy" noch den Weg nach Oberhausen. Und wenn es obendrein gelingt, den unvergessenen Ilja Richter für eine der gerade jetzt so beliebten Oldie-Nights zu verpflichten, dann heißt es wie damals in den Siebzigern bei der „Disco", zu einer Zeit also, wo noch niemand ahnen konnte, daß Oberhausen in der Konzertbranche mal die erste Geige spielen würde – richtig, dann heißt es endgültig wieder: „Licht aus – und Spot an!"

FÜR HILFE IST ES NIE ZU SPÄT

Kindergarten Alsbachtal bietet Behinderten ein Stück Normalität

NICOLE SCHAUERTE

In dem eher nüchternen Waschraum finden sich kleine pastellfarbene Zahnputzbecher - Robin, Björn und Lisa stehen da zum Beispiel drauf. Die Kinder, denen auch die kleinen Zahnbürsten darin gehören, sind schon zu Hause. Wie in jedem Oberhausener Kindergarten hängen auch kleine Handtücher neben den Zahnputzbechern. Doch wenn man durch die Gänge der Einrichtung geht, ist irgend etwas anders. Vor den drei Gruppenräumen stehen so etwas wie Buggys für die Wohnung - „Sitzschalen" nennt Maria Swiersy, die Leiterin, diese rollbaren Stühle. Die meisten der Kinder, die hier im Alsbachtal betreut werden, müssen darin sitzen. Nicht, weil das unbedingt bequemer wäre, sondern weil eine körperliche Behinderung sie dazu zwingt. Doch auch sie haben hier im Alsbachtal ihre eigene Kindergartenwelt. Normalität hat viel mit Gewohnheit zu tun und daher bietet der Kindergarten, gleich neben dem beliebten städtischen Schwimmbad Alsbachtal, ihnen diese Vorschulinstitution und damit ein Stück Normalität an.

Der Verein für spastisch Gelähmte und andere Körperbehinderte ist der Träger des Kindergartens. 1972 wurde er eröffnet und bietet Platz für 30 Kinder. Körper- und mehrfach behinderte Kinder sind hier untergebracht, drei- bis siebenjährige Kids mit erheblichen Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Bewegungsstörungen. Häufig sind es Schäden, die seit der Geburt bestehen, zum Beispiel durch Sauerstoffmangel entstanden sind und die als „irreparabel" gelten. Ein hartes Urteil, mit dem sich nicht nur die betroffenen Eltern schwer abfinden können. Durch gezieltes Training und bestimmte Therapien, zum Beispiel im Sprachbereich und im Bereich der Motorik, geht es Maria Swiersy und ihren Mitarbeitern jedoch darum, Fortschritte zu erzielen und Schäden so gering wie möglich zu halten.

„Wir können die Kinder nicht heilen, aber wir sind auch kein Verwahr-Institut. Bei uns lernen sie ein Stück Selbständigkeit und damit Selbstbewußtsein," sagt die engagierte Leiterin. Auf die Frage, was für sie ein Erfolgserlebnis in ihrer Arbeit bedeutet, wird klar, was der Kindergarten im Alsbachtal leistet: „Wenn ein Kind, das sich, wenn es zu uns kommt, noch nicht einmal eigenständig bewegen oder verständigen kann, nach einigen Monaten oder Jahren allein zu meinem Büro gerobbt kommt, um mich etwas zu fragen oder mir etwas zu erzählen - das bedeutet mir sehr viel."

Seit 1968 arbeitet die Dortmunderin im Alsbachtal. Neben der früheren Körperbehindertenschule, an der sie Lehrerin war, entstand die neue Einrichtung. 1969 lagen die Pläne vor und der Verein begann mit dem Bau. Zunächst arbeitete sie parallel zu ihrer Arbeit in der Schule ehrenamtlich im Verein mit. Dann übertrug man ihr die Leitung und Maria Swiersy gab ihren Beruf als Lehrerin auf. Sie war und ist ein Glücksgriff für den eher kleinen Verein, der heute 170 Mitglieder und Förderer zählt und dessen Vorsitzende sie inzwischen ist: Ihr Engagement geht weit über das vermeintlich „Normale" hinaus. Ihr Haus in Dortmund hat die 57jährige mittlerweile aufgeben. Die Fahrerei war ihr zuviel - seitdem hat sie ein Zimmer im Nachbargebäude, dort, wo die Kurzzeitpflege untergebracht ist. Urlaub hat sie seit Jahren nicht mehr gemacht und auf die Frage nach der eigenen Familie, lächelt sie verschmitzt: „Ich habe Geschwister, aber die wissen ja, wo sie mich finden können!"

Somit ist sie immer ansprechbar, wenn sie gebraucht wird. Obgleich sie als Leiterin von der eigentlichen Betreuung freigestellt ist, springt Maria Swiersy überall ein, wo sie gebraucht wird, gleicht personelle Engpässe durch Krankheit und in der Ferienzeit aus. Acht Pädagogen arbeiten in ihrem Kindergarten-Team, dreieinhalb Therapeutenstellen gibt es außerdem. Die meisten gehören seit Jahren dazu, verfügen über viel Erfahrung und haben ähnlich wie Maria Swiersy Aufbauarbeit geleistet.

Erfolgserlebnisse sind wichtig

Die Sehnsucht nach Normalität bestimmt die Arbeit hier. Vor allem die Eltern der behinderten Kinder wünschen sich oft, daß die eine Regelschule besuchen können. Manchmal klappt das auch, aber oft ist es gerade für diejenigen, die etwas mehr können, wichtig, die Erfolgserlebnisse zu haben. Hier im Alsbachtal gehören sie zu den Besten, in anderen Schulen gehören sie zu den Benachteiligten.

Und wie sieht der Alltag im Alsbachtal aus? Frühmorgens, das heißt zwischen 7 Uhr und 8 Uhr, werden die Kinder mit den vier vereinseigenen Kleinbussen abgeholt. Die meisten kommen aus dem Oberhausener Raum, dennoch sind die Busse bis zu einer Stunde unterwegs. Viele Kinder schlafen während der Fahrt sogar noch mal ein. Um 8 Uhr beginnt der Alltag dann mit dem gemeinsamen Frühstück. Die Tatsache, daß ein großer Teil der Kindergartenkinder gefüttert werden muß und auch (noch) inkontinent ist, ist völlig „normal". Dank besonderer Eßtherapie und Erziehung gelingt es jedoch, daß die meisten früher oder später selbständig essen können.

Die Zeit bis zum Mittagessen verbringen die Gruppen mit dem Spielen und mit Einzeltherapie. Dazu holen sich die Mitarbeiter die Kinder aus den Gruppen. Das Ganze ist so flexibel geregelt, daß auch mal ein Termin auf den Nachmittag verlegt werden kann, wenn ein Kind morgens noch nicht so fit ist. „Gegen den Willen der Kleinen läuft hier gar nichts," versichert Maria Swiersy.

Das Mittagessen wird ebenfalls täglich und frisch im Kindergarten gekocht und für einige nach Bedarf sogar püriert. Danach ist Mittagsruhe für diejenigen, die es brauchen. Eine zweite Gruppe darf nun wieder spielen. Um 15 Uhr werden alle wieder nach Hause gefahren. Freitags ist bereits um 13 Uhr Schluß. Dann fahren alle, die mit möchten, zum Schwimmen ins Ostbad. Das macht den Kindern besonders viel Spaß. Ein bis zwei Mal pro Woche findet in der Mehrzweckhalle ein Spiel- und Singkreis statt. Geburtstagsfeiern, Gruppenspiele und auch Spaziergänge gehören ebenfalls zum Programm im Kindergarten Alsbachtal.

Heilpädagogisches Spielzeug unterstützt die Arbeit im Kindergarten Alsbachtal

Als im Laufe der Jahre die Körperbehindertenschule neben dem

Kindergarten im Alsbachtal geschlossen wurde, übernahm der Verein die Räumlichkeiten und schuf daraus ein Angebot, das in weitem Umkreis einmalig ist: 14 Kurzzeitpflegeplätze gibt es dort. In der Ferienzeit sind sie sehr begehrt. Behinderte Kinder und junge Erwachsene werden hier vorübergehend untergebracht und betreut, zum Beispiel dann, wenn die Familie einmal dringend etwas Abstand und Erholung braucht. So wie die Mutter des neunjährigen Mädchens, das in einem Bettchen liegt und keine Reaktionen zeigt. „Sie fiel mit anderthalb Jahren in einen Teich und liegt seither praktisch im Koma," erzählt Maria Swiersy und nickt der Mitarbeiterin zu, die das Bett Richtung Speisesaal schiebt. „Die Mutter betreut sie liebevoll, aber jetzt ist sie mal für zehn Tage weggefahren - das mußte sein."

Häusliche Gemütlichkeit

Beim Rundgang durch den Pflegebereich, der vor einiger Zeit auch modernisiert und erweitert wurde, kommt uns eine ältere Frau entgegen. Sie ist 48 Jahre alt und beide Elternteile sind vor etwa einem Jahr verstorben. Seitdem wartet sie hier auf einen Heimplatz. „Hallo Maria!" ruft sie uns entgegen. „Na, hast Du wieder neue Wolle?" fragt die Leiterin und erntet eifriges Nicken. Keine Krankenhausatmosphäre bestimmt diesen Teil der Oberhausener Einrichtung, sondern eher häusliche Gemütlichkeit. In dem flachen Gebäude, das ebenso wie der Kindergarten idyllisch am Waldrand liegt, herrscht eine familiäre Atmosphäre. Maria Swiersy öffnet eine weitere Tür und stellt eine Gruppe von „Rollifahrern" und anderen Behinderten vor, die dort einen Spieleabend verbringen. Sie treffen

Viele Aktionen werden gemeinsam mit Betreuern und Eltern durchgeführt

sich regelmäßig dienstags hier," erklärt sie und hört Protest. „Wir treffen uns schon seit einem halben Jahr mittwochs," tönt es von hinten links. „Entschuldigung, das hatte ich ganz vergessen," sagt die ‚Gescholtene' lächelnd und schließt die Tür wieder.

Der Weg ist beendet. Im Kindergarten geht Maria Swiersy zurück in ihr kleines Büro. Dort stapeln sich Akten auf dem Schreibtisch und aus der Rechenmaschine quillt ein scheinbarer endloser Streifen mit Zahlen. Die Arbeit scheint auch etwas mit Rechenkunst zu tun zuhaben. „Ja," erzählt die Leiterin düster. „Es wird immer mehr eine Frage der Rechenkunst. Die Sparmaßnahmen machen auch hier nicht halt. Der Landschaftsverband Rheinland ist für die Refinanzierung zuständig und hat die Gelder vor zwei Jahren auf einem festen Limit „eingefroren". Gehälter und Kosten steigen, daher wird das Management zum Überlebenstraining, das nur der erfolgreich absolviert, der gut mit Zahlen jonglieren kann. Die finanziellen Hilfen durch den Förderverein sind beschränkt, zumal die Spenden nicht so umfangreich fließen wie bei anderen gemeinnützigen Organisationen in dieser Stadt. Die geleistete Arbeit scheint nicht spektakulär und populär genug zu sein. Außerdem. Pro Jahr und Kind stellt der Landschaftsverband beispielsweise 100 Mark für die Reparatur und Neuanschaffung von therapeutischem Spielzeug zur Verfügung. Das sind maximal 3.000 Mark. Maria Swiersy seufzt und zeigt auf ein paar überdimensionale bunte Stoffbausteine in der Turnhalle: „Sie sehen nach nichts aus, kosten aber 700 Mark und natürlich brauchen wir in erster Linie therapeutisches Spielzeug!"

Für Hilfe ist es ja zum Glück nie zu spät! „Ich bin ein positiv denkender Mensch und die Kinder geben uns hier etwas zurück. Daher lohnt es sich weiterzumachen, auch wenn die Arbeit manchmal nicht einfach ist." Die sympathische Frau mit den langen Haaren sagt das zum Abschluß und sie lächelt. Dem ist nichts hinzuzufügen!

IN DEN ALTEN KNEIPEN BRUMMT'S IMMER

Gaststättentradition: „Klumpen Moritz" und die „Distel"

Goetz Bornmann

Was wäre eine Stadt ohne ihre Kneipen. Es gibt Szenelokale, da trinken die jungen Leute ihren Jägermeister am liebsten mit Fanta (?), und es gibt natürlich diese Cafés, da rennen sie wegen des üppigen Frühstücks hin. Vom Jägermeister samt Fanta lassen sie dort die Finger. Vom Pils in der Regel auch. Mal brummt es in dieser Kneipe, mal ist eine andere Stube gerade „in". Wirte kommen und Wirte gehen. Mit den Menschen hinter dem Tresen verändern die Gaststätten aber auch das Gesicht der Stadt. Da macht Oberhausen keine Ausnahme. Wer jedoch in der Gastronomie überleben und seine Tradition bewahren will, braucht viel Charakter und starke Persönlichkeiten.

Wie wäre es sonst zu erklären, daß die Sterkrader Gaststätte „Klumpen Moritz" am 4. Mai 1996 ihren 125. Geburtstag feiern konnte. In der langen Zeit mußte die Kneipe ihre Herkunft nie verleugnen. Eher ist doch das Gegenteil der Fall.

Jedes Gasthaus hat seinen eigenen Geruch. Und wer morgens über die Bahnhofstraße schlendert und vor diesem uralten Knusperhäuschen stehen bleibt, dem kann der angenehme Duft, der da durch den Türspalt zieht, schon als Einladung vorkommen. Einem Frühschoppen steht denn auch nichts im Wege, öffnet „Klumpen Moritz" doch bereits um 9.30 Uhr seine Türen.

Ein gewisser Fritz Schultze war es, der die Tradition der Kneipe einst begründete. „Zum grünen Klumpen" hieß das Gasthaus, das er 1871 eröffnete. Die grünen Klumpen, diese riesigen Holzpantinen, holen die jetzigen Wirtsleute Heike und Volker Terhorst gern von der Wand. Getragen wurden die Klotschen von Moritz Schultze, der ebenfalls zur Generation derer gehörte, die für das Überleben der Kneipe gekämpft haben. So wurde aus „Zum grünen Klumpen" eines Tages „Klumpen Moritz". Und noch ein dritter reihte sich ein in die Reihe der Zapfhahn-Dirigenten, die sich mit Herz und Seele der ursprünglichen Gastronomie verschrieben hatten. Das war Werner Schultze, der das Lokal erst 1964 in fremde Hände gab; wohl aber in die richtigen Hände. Denn Erwin Vespermann, der „Klumpen Moritz" danach bis in die 70er Jahre führte, vermachte die Gaststätte seinem Freund Theo Ingenbleek, dem er zuvor schon die legendäre Kneipe „Tor 7" verkaufte.

Mit Theo Ingenbleek bekam „Klumpen Moritz" die Ausstattung, die die Gäste heute besonders schätzen. Denn die Einrichtung ist eine haargenaue Kopie einer Gaststätte in Kufstein. Mit Unterstützung der Stern-Brauerei gelang der kostspielige Umbau, der jedoch auch für die nächsten Generationen bestens gerüstet scheint. Seit 1993 bürgt nämlich Ingenbleeks Tochter Heike Terhorst für Gastlichkeit. Mit ihrem Mann Volker führt sie „Klumpen-Moritz" zwar traditionell weiter, doch in gerade mal drei Jahren haben die beiden das Angebot der Gaststätte schon um vieles bereichert.

Die reichhaltige Speisekarte, die bereits um die Mittagszeit fast 100 warme Gerichte bietet, ist ein guter Grund, um bei „Klumpen Moritz" einzukehren. Dort kann man es sich mal richtig schmecken lassen, und im Sommer läßt sich dieses köstliche Vergnügen zudem im Freien genießen. Seit 1995 gibt es auf der Bahnhofstraße ein Straßencafé, das stets gut besucht ist. In der Zukunft haben die Wirtsleute noch viel vor. „Zum Glück" sagt Volker Terhorst, „wurde das Haus nicht unter Denkmalschutz gestellt." Dann wäre es nämlich nicht

ce, der besonders gern am Wochenende angefordert wird. Die schmackhaften Buffets werden mittlerweile nicht nur in Sterkrade geschätzt. Sie sind ein echter Geheimtip. „Klumpen Moritz" ist immer ein Treffpunkt für viele Vereine gewesen. Wenn die Mitglieder kommen, dann platzt die Gaststätte manchmal aus allen Nähten. Donnerstags treffen sich die Sänger des MGV „Cäcilia", und bevor die 70 Männer ihre goldenen Kehlen auf die Probe stellen, müssen sie natürlich gut geölt werden. Da

Die Klumpen standen einst Namenspate für das beliebte Gasthaus in der Bahnhofstraße

mehr möglich, den Saal so zu vergrößern, wie es sich das Ehepaar seit langem wünscht. Heike Terhorst schwärmt von einem großen Kaminzimmer, doch ein wenig werden die Gäste darauf wohl noch warten müssen. Fremdenzimmer sollen ebenfalls mal zum Angebot bei „Klumpen Moritz" gehören, was allerdings eine aufwendige Geräuschdämmung erforderlich machen wird. Nachdem die Terhorst's seit wenigen Wochen Besitzer und nicht mehr Pächter von „Klumpen Moritz" sind, fehlt momentan das nötige Kleingeld für kostspielige Investitionen.

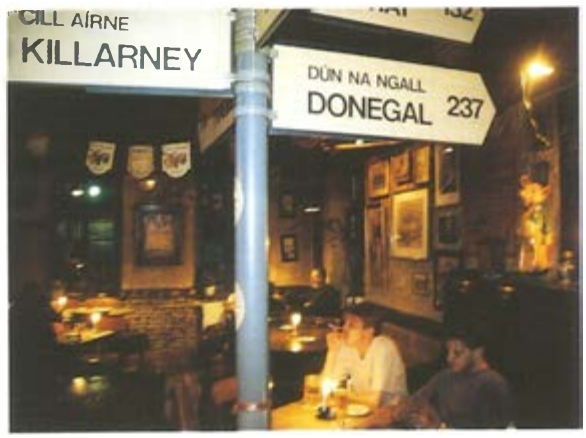
Irgendwie scheinen die beiden schon jetzt so mit der Kneipe verwachsen zu sein, daß man sich nur schwerlich vorstellen kann, daß ihre beiden 9 und 13 Jahre alten Töchter „Klumpen Moritz" einmal nicht übernehmen werden. Doch über dieses Thema wird erst zu gegebener Zeit gesprochen. Heike Terhorst hält nichts davon, daß Jugendliche hinter dem Tresen mitarbeiten. Dies habe sie selbst erlebt, und das schlimme daran sei, daß man dabei viel zu schnell erwachsen wird. Die Hilfe freilich könnte man gut gebrauchen, denn vor Arbeit können sich Heike und Volker Terhorst kaum retten. 15 bis 17 Stunden zählen ihre Arbeitstage. „Am Samstag müssen wir um 5 Uhr aus den Federn", sagen sie. Das liegt an dem umfangreichen Außer-Haus-Service, der besonders gern am Wochenende angefordert wird. Die schmackhaften Buffets werden mittlerweile nicht nur in Sterkrade geschätzt. Sie sind ein echter Geheimtip. „Klumpen Moritz" ist immer ein Treffpunkt für viele Vereine gewesen. Wenn die Mitglieder kommen, dann platzt die Gaststätte manchmal aus allen Nähten. Donnerstags treffen sich die Sänger des MGV „Cäcilia", und bevor die 70 Männer ihre goldenen Kehlen auf die Probe stellen, müssen sie natürlich gut geölt werden. Da muß Volker Terhorst seine Zapferqualitäten unter Beweis stellen. Aber mit einer 12jährigen Erfahrung am Zapfhahn meistert er heute auch Großereignisse wie das Sängertreffen in der Bahnhofstraße. Dabei mußten gleich mehrere Männerchöre und ein riesiges Publikum versorgt werden. Für das Ehepaar ist dies jedoch eigentlich

keine Arbeit, sondern ihr liebstes Hobby. „Wenn sie die Gastronomie ohne Spaß machen", sagt Heike Terhorst, „können sie gleich wieder zumachen." Das sagt eigentlich alles über die Tradition, die hier an der Bahnhofstraße aus der Geschichte entstanden ist. Wer „Klumpen Moritz" einmal kennenlernen möchte, sollte vielleicht während der Sterkrader Fronleichnamskirmes vorbeischauen. Entweder vor oder beim Kirmes-Heiligabend wird der Gast bestaunen, wie sehr doch eine alte Traditionskneipe brummen kann. Ganz ohne bizarre Jägermeister-Cocktails.

„Distel"

Eine andere urige Kneipe von nicht minder großer Tradition ist die „Distel", die im Jahr 2000 stolze 150 Jahre alt werden wird. Der Kenner findet sie in Eisenheim an der Sterkrader Straße 117. Wer leckere Malzgetränke schätzt, wird hier sofort fündig. In der „Distel" gibt's seit ewigen Zeiten ein köstliches Gebräu, das mittlerweile immer öfter angeboten wird: Guinness vom Faß.

Das Zapfen des tiefrotschwarzen irischen Biers ist ein klarer Fall für Wirtin Elke Alwarez, die ihre Kneipe täglich um 19 Uhr öffnet. In dem alten Haus, das 1850 erbaut wurde, hat es die Inhaberin geschafft, eine phantastische Atmosphäre zu schaffen. Sie kennt sich auch mit der Geschichte des Gasthauses aus, das Anfang des Jahrhunderts von der Brauerfamilie Buschmann bewirtet wurde. Damals gab es an der Sterkrader Straße noch eine Postkutschenstation. Im Hof wurden die Pferde und am Tresen die Kutscher getränkt. Von diesen Rössern ist heute natürlich nichts mehr zu sehen, doch im Innern der Kneipe erinnern viele Originaldokumente in Schaukästen an die Zeit, als die Bergleute ihren Durst in der „Distel" löschten. Bei schönem Wetter machen es sich die Gäste im Biergarten gemütlich. Große alte Bäume spenden Schatten, wenn man sich mit Freunden trifft und ein Guinness genießt. Dazu gibt es leckere kleine Gerichte, deftige Suppen und frische Salate. Viele Wochen war Elke Alwarez Anfang der 80er Jahre damit beschäftigt, um die Kneipe zu restaurieren. Bei dieser Aktion kamen auch die alten Holzverkleidungen der Decken und Wände wieder ans Tageslicht. Die wuchtigen Tische und Stühle, die alten Instrumente und die vielen Kerzenständer, all das sind Gegenstände, die die Wirtin mühsam auf Trödelmärkten zusammengesucht hat und in der „Distel" zu einem einmaligen Charakter konzentrierte. Ein „In"-Laden ist die „Distel" nun wahrlich nicht. Es ist wunderbar schummerig, aber immer durchströmt eine wohlige Atmosphäre die Kneipe. Besonders, wenn die Kerzen auf den Tischen brennen und die Folkmusik aus den Boxen klingt. In der „Distel" treffen sich jüngere und ältere Generationen. Das war dort schon immer so. Und daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern.



Von der Postkutschenstation zur Kneipe mit irischem Flair: die „Distel"

DR. ZUR NIEDEN HATTE ÄRGER MIT HOLTEN UND DER GHH

Straßenname erinnert an verdienstvollen Sterkrader Bürgermeister

DIETRICH BEHRENDS

Der Verkehrsring um die Sterkrader City trägt den Namen von Dr. Eugen zur Nieden. Diese längst fällig gewesene Straßenbenennung hat die Erinnerung wachgerufen an den nach dem Namensgeber der Von-Trotha-Straße – dieser Straßenname im Ortsteil Schwarze Heide existiert schon wer weiß wie lange – zweiten Chef im Sterkrader Rathaus, an einen tüchtigen und energischen Verwaltungsmann, in dessen nur neunjähriger Amtszeit Sterkrade den Sprung vom Industriedorf zur Industriestadt schaffte, eine Entwicklung, die 1913 mit der Verleihung der Stadtrechte die verdiente Anerkennung fand.

Der in Hagen geborene Jurist Dr. zur Nieden und sein Amtsvorgänger, der aus Westpreußen stammende Premierleutnant der Landwehr Boto Franz Wolfgang von Trotha, waren recht unterschiedliche Persönlichkeiten. Die auch für die örtliche Polizei zuständigen Bürgermeister wurden in Preußen vor dem Ersten Weltkrieg von der Staatsregierung ernannt. Als der erzkonservative von Trotha 1886 sein Amt als Bürgermeister der durch die Aufteilung der Bürgermeisterei Holten in die Bürgermeistereien Beeck und Sterkrade entstandenen Bürgermeisterei Sterkrade antrat, pflegte die preußische Regierung den Brauch, in die Bürgermeistereien der Rheinprovinz mit überwiegend katholischer Bevölkerung evangelische Bürgermeister zu schicken. In Berlin war man vom Patriotismus der Rheinländer nicht so recht überzeugt.

Dr. Heinrich Behrends, 1979 im Alter von 91 Jahren gestorbener ehemaliger Oberhausener Stadtkämmerer und Schuldezernent, in seinen Erinnerungen: „Diese evangelischen Bürgermeister stammten zudem fast immer aus Ostelbien. Allgemein galten im alten Preußen die Beamten neben den Offizieren als die Stützen von Thron und Altar. Von ihnen wurde daher konservative Gesinnung verlangt. Bei geringen Gehältern bestand die eigentliche Entlohnung für ihren Patriotismus in einer gehobenen sozialen Stellung, von der sie oft mit Verachtung auf alle anderen Stände herabsahen. Typen solcher Beamten haben Gerhardt Hauptmann in seiner Biberpelz-Komödie und Heinrich Mann in seinem Roman ‚Der Untertan' ergötzlich geschildert. Daß sie dabei nicht übertrieben haben, dafür lieferte Boto von Trotha einen überzeugenden Beweis."

Als von Trotha 1905 in Pension ging, hatte sich, wie Dr. Behrends – er war 1921 als Beigeordneter nach Sterkrade gekommen – weiter ausführt, inzwischen die Praxis der preußischen Regierung bei der Ernennung der rheinischen Bürgermeister wesentlich geändert: In Berlin sah man jetzt nur noch auf die berufliche Qualifikation. Nach seinem Jurastudium absolvierte Eugen zur Nieden – Jahrgang 1873 – seine Referendarzeit beim Oberlandesgericht seiner Heimatstadt Hagen. Als Beigeordneter von Mönchengladbach sammelte er kommunalpolitische Erfahrungen, bevor er am 15. Januar 1906 in sein Amt als Bürgermeister der 33700 Einwohner zählenden, die Gemeinden Sterkrade, Buschhausen und Holten umfassenden Bürgermeisterei Sterkrade eingeführt wurde.

Besondere Sorgfalt

Der neue Bürgermeister machte sich sogleich zielstrebig an die Arbeit, Sterkrade weiter nach vorn zu bringen. In seiner Amtszeit entstanden u. a. das Alters- und Waisenhaus an der Everslohstraße in Königshardt, der stattliche, 1909 fertiggestellte Bau des Realgymnasiums an der Wilhelmstraße, das Sparkassengebäude an der Ecke Wilhelm- und Finanzstraße (1910/11), erhielt der Ort eine Straßenbeleuchtung, wurde die Kanalisation in Angriff genommen. In seiner 1911 erschienenen „Geschichte der Gemeinde und Bürgermeisterei Sterkrade" stellt Oberlehrer Heinrich Schmitz fest: „Unter der tatkräftigen Leitung des Herrn Bürgermeisters zur Nieden ist gerade dem Wegebau, der bis dahin im Ort im argen lag, besondere Sorgfalt gewidmet worden."

In dem am 1. Mai 1908 bezogenen Haus an der Everslohstraße – es diente ab 1920 ausschließlich als Kinderheim – wurden katholische Kinder, Waisen und Kinder aus zerrütteten Familienverhältnissen, von Nonnen des Ordens von der „Göttlichen Vorsehung" unter Leitung einer für den Heimbetrieb verantwortlichen Oberin betreut. Ihr unterstand auch der angestellte Landwirt, der die zum Heim gehörenden mehrere Morgen Land bewirtschaftete. Zu dem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb gehörte auch eine Viehhaltung: Kühe, Schweine und Federvieh. Das Heim war somit Selbstversorger. Bürgermeister zur Nieden pflegte in gewissen Abständen hoch zu Roß durch den damals noch dünn besiedelten Sterkrader Norden nach Königshardt hinauszureiten, um an der Everslohstraße nach dem Rechten zu sehen und mit der Oberin etwaige Maßnahmen zu besprechen.

Wahrzeichen des alten Sterkrade, das 1913 unter Bürgermeister Dr. zur Nieden Stadtrechte erhielt, war der Turm der 1872 auf den Fundamenten der früheren Klosterkirche erbauten, im Bombenkrieg zerstörten Clemenskirche. Der 36 m hohe Turm blieb stehen, wurde aber 1952 gesprengt. Rechts an der damaligen Klosterstraße das 1701 erbaute Klostergebäude, das in den 60er Jahren wegen Baufälligkeit abgerissen wurde. Heute befinden sich hier die modernen Bauten des Pfarrzentrums St. Clemens. Diese Kleinstadtidylle mußte der neuen Stadtplanung im Bereich Kleiner Markt weichen.

Holtener wehrten sich

In dem Bestreben, für Sterkrade die Stadtrechte zu erreichen, bemühte sich zur Nieden um eine Vereinigung der nur verwaltungsmäßig zusammengefaßten Gemeinden. Im Fall Buschhausen klappte es 1909. Durch Kabinettsorder vom 20. April wurde die Eingemeindung der nicht lebensfähigen Gemeinde nach Sterkrade verfügt, vom Gemeindegebiet fiel nur der Grafenbusch an Oberhausen. Mit Holten hatte zur Nieden viel Ärger. Die traditionsbewußten Holtener wehrten sich kräftig gegen eine Eingemeindung nach Sterkrade, verteidigten hartnäckig den letzten Rest ihrer Selbständigkeit. Die Vereinigung mit Biefang 1908 stärkte noch das Selbstbewußtsein der Holtener, sie gingen zum Angriff über und beantragten bei der Regierung die Loslösung aus der Bürgermeisterei Sterkrade und die Wiedergründung der Bürgermeisterei Holten. Den dafür erforderlichen Nachweis einer finanziellen Leistungsfähigkeit hielt die Regierung für nicht erbracht und lehnte ab, nachzulesen im Oberhausener Heimatbuch von 1964.

Nachdem 1905 ein erster Versuch gescheitert war, startete die um Buschhausen vergrößerte Gemeinde Sterkrade eine neue Aktion mit dem Ziel, die Stadtrechte zu erlangen. Den Querschüssen aus Holten hatten es zur Nieden und der Gemeinderat zu „verdanken",

daß der preußische Innenminister den Sterkrader Antrag damals ablehnte. Aber der Bürgermeister ließ nicht locker, 1912 wagte man einen neuen Versuch, diesmal unterstützt von der Gutehoffnungshütte, deren Vorstandsmitglieder ihre Beziehungen zu den „höchsten Stellen" in Berlin spielen ließen. Um „vor Ort" festzustellen, ob der Antragsteller – Sterkrade hatte inzwischen 37300 Einwohner – würdig sei, sich Stadt zu nennen, erschien Ende 1912 der Regierungspräsident aus Düsseldorf zur Inspektion.

„... all das Neue und Gute"

Ein Chronist schildert aus seiner Sicht das Sterkrade von damals wie folgt: „Wer unseren Ort mit wachen Augen durchwandert, ist erstaunt über all das Neue und Gute, was alles unter der Leitung unseres unermüdlichen Bürgermeisters Dr. zur Nieden geschaffen worden ist. Die meisten Straßen sind in einem tadellosen Zustand, im Inneren des Ortes sind dieselben sämtlich mit Asphalt gepflastert. An Schulen besitzt Sterkrade 18 Volksschulen mit 125 Lehrkräften, eine fünfklassige Hilfsschule, drei Haushaltsschulen, drei Schulbäder, ein anerkanntes Vollgymnasium, ein paritätisches und ein katholisches Privatlyzeum, eine kaufmännische und eine gewerbliche Fortbildungsanstalt. An Wohlfahrtseinrichtungen ist ein katholisches und ein evangelisches Krankenhaus und ein Alters- und Waisenhaus vorhanden."

Kanonendonner und Flaggen

Am 20. März 1913 lasen die Sterkrader die langersehnte freudige Nachricht in der Zeitung: „Zur großen Freude der Bürgerschaft ist der an die Königl. Regierung gestellte Antrag, unserem Ort, der wohl längst das Aussehen eines Dorfes verloren und das Gesicht einer wohlgepflegten und in seinen Einrichtungen mustergültigen Stadt angenommen hat, die Stadtrechte zu verleihen, von der Königl. Regierung unter dem 17. März allerhöchst genehmigt worden. Mit Kanonendonner und Beflaggen der Häuser wurde der allgemeinen Freude Ausdruck verliehen." Die Sterkrader feierten die Stadtwerdung am 28. und 29. Juni 1913 zusammen mit dem silbernen Regierungsjubiläum von Kaiser Wilhelm II.

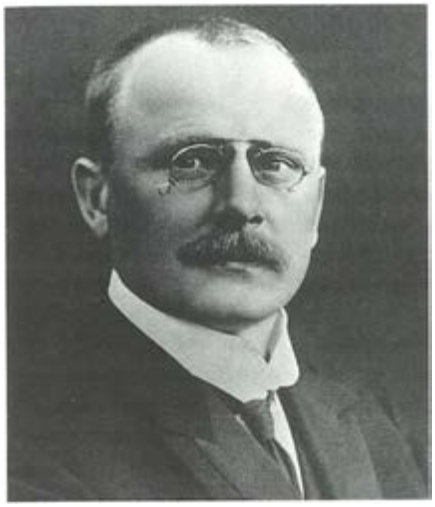
In einer Festsitzung der Stadtverordnetenversammlung führte ein „Wirklicher Geheime Regierungsrat" als Vertreter der Regierung Dr. zur Nieden in sein Amt als Bürgermeister der Stadt Sterkrade ein. Der gemütliche Teil der Feier fand anschließend im Kaiserhofsaal am Großen Markt statt, wo Gastronom C. O. Morschhäuser für über 300 Gäste festlich eingedeckt hatte. „Die Tafelmusik wurde von der Kapelle der Gutehoffnungshütte ausgeführt", berichtete die Sterkrader Zeitung. „Es schallt von Mund zu Munde: Sterkrade ist geworden Stadt", sangen die frohgestimmten Festgäste den von Justizrat Dr. Fabry gedichteten und komponierten „Sterkrader Festmarsch".

Der Große Markt zu der Zeit, als Dr. zur Nieden im Rathaus an der Steinbrinkstraße amtierte und Sterkrade seine Stadtrechte erhielt. Der stattliche Kaiserhof-Bau und das sich anschließende Textilhaus Lantermann mußten dem Verkehrsring weichen, der nach dem Bürgermeister benannt wurde. Das Haus ganz links (heute mit anderer Fassade) hat bisher den Stadtumbaumaßnahmen in Sterkrade-Mitte getrotzt, der Verkehr auf dem Ring muß um das Gebäude einen Bogen machen. Im Kaiserhofsaal fand 1913 die offizielle Stadtwerdungsfeier statt.

Der Sterkrader Rabe

Die junge Stadt legte sich sogleich ein Stadtwappen zu. Man griff dabei auf ein von 1678 datiertes Wappen zurück, das die Äbtissin Anna Katharina von Nunnum, genannt Düker, als steinerne Visitenkarte an einem Gebäude des 1808 aufgelösten Sterkrader Klosters zurückgelassen hatte. Es zeigt auf der einen Seite des geteilten Wappenschildes einen auf einem

Balken sitzenden Raben. So kamen die Sterkrader an ihr Wappentier. Die das Wappen der Äbtissin schmückenden Helmzieren



Verdiente Ehrung: In nur neunjähriger Amtszeit hat Bürgermeister Dr. Eugen zur Nieden Sterkrade kräftig nach vorn gebracht. Nach mehreren vergeblichen Versuchen schaffte er es 1913, daß Sterkrade die Stadtrechte verliehen wurden. Der Ärger mit der GHH in Steuerfragen hat ihn so zermürbt, daß er das Handtuch warf und sich als Rechtsanwalt in Kassel niederließ.

über dem Schild, ein Adlerfuß und ein Stierkopf, wurden durch eine schlichte Mauerkrone ersetzt. Das Sterkrader Stadtwappen ist noch an der Südseite des Rathauses an der Steinbrinkstraße, sein Vorbild von 1678 am Marienhaus der Propsteipfarre St. Clemens zu sehen.

Auf der „Stadtwerdungsfeier" im Kaiserhof würdigte Bürgermeister zur Nieden den Einsatz des GHH-Generaldirektors Dr. Paul Reusch in den Bemühungen um die Erringung der Stadtrechte. Zur Nieden lüftete bei dieser Gelegenheit ein Geheimnis: 1907 hatte der GHH-Vorstand mit dem Gedanken gespielt, sich für eine Eingemeindung Sterkrades nach Oberhausen stark zu machen. Da sei Dr. Reusch im Vorstand für die Selbständigkeit Sterkrades eingetreten. Abgesehen davon, daß Paul Reusch in dieser Frage später seine Meinung änderte – am Zusammenschluß von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zur GHH-Stadt Groß-Oberhausen 1929 war er maßgeblich beteiligt –, zur Niedens Laudatio auf den Konzernboß verdeckte nur notdürftig sein angespanntes Verhältnis zur Großindustrie am Ort. Durch seine bei den Verhandlungen über die Höhe der Gewerbesteuer bewiesene Hartnäckigkeit hatte er sich bei der GHH unbeliebt gemacht.

Bis zum Reichsgericht

Weil damals bei der Wahl der Bürgermeistereiversammlung bzw. nach der Stadtwerdung der Stadtverordnetenversammlung das Dreiklassenwahlrecht galt, hatte die GHH in diesem Organ entscheidenden Einfluß, gegen den der Bürgermeister auf die Dauer nicht ankam. Wegen der Differenzen in der Steuerfrage sah sich zur Nieden genötigt, vorzeitig seine Pensionierung zu beantragen. Nach neunjähriger Amtszeit schied er im Alter von 42 Jahren aus der Kommunalverwaltung aus und ließ sich in Kassel als Rechtsanwalt nieder. Hartnäckigkeit bewies zur Nieden auch in seinen Verhandlungen mit seiner bisherigen Arbeitgeberin, der Stadt Sterkrade, über die Höhe seiner Ruhestandsbezüge. Der Ex-Bürgermeister ließ es auf einen Prozeß ankommen, den er von Kassel aus gegen die Stadt Sterkrade führte und der bis zum Reichsgericht in Leipzig ging. Das höchste deutsche Gericht wies seine Klage kostenpflichtig ab, der verlorene Prozeß kam zur Nieden teuer zu stehen. Er starb 1937 in Lugano.

In einer Festausgabe der Sterkrader Zeitung zur 1000-Jahrfeier der Rheinlande 1925 wird die Verleihung der Stadtrechte als wichtigstes Ereignis im Werdegang Sterkrades bezeichnet. Sterkrade sei 1913 aber mit den Fesseln einer nicht kreisfreien Stadt in die Reihe der deutschen Städte getreten. Diese Fesseln zu sprengen, gelang zur Niedens Nachfolger Dr. Otto Most im Kriegsjahr 1917 mit der Bildung des Stadtkreises Sterkrade (bisher Kreis Dinslaken), wobei die bis dahin selbständige Gemeinde Hiesfeld zwischen Sterkrade, das Schmachtendorf erhielt, und Dinslaken aufgeteilt wurde. Nach nur dreijähriger Tätigkeit ließ sich Dr.

Beliebter Treffpunkt im alten Sterkrade war die Trinkhalle an der Ecke Bahnhof- und Steinbrinkstraße. Wo heute das Stadtmittehaus das Straßenbild beherrscht, befand sich der alte Friedhof von St. Clemens, der nach seiner Aufhebung als Grünanlage diente. Mit dem Bau des Stadtmittehauses wurde erst begonnen, unmittelbar bevor Sterkrade 1929 seine Selbständigkeit verlor.

Most – er konnte sich Oberbürgermeister nennen – zum Geschäftsführer der Niederrheinischen Industrie- und Handelskammer wählen. Dr. Behrends in seinen Erinnerungen: „Diese Wahl läßt darauf schließen, daß er mit der Industrie besser auskam als sein Vorgänger Dr. zur Nieden."

„LASS UNS LIEBER NOCH VOM PÜTT ERZÄHLEN"

Friedhelm van den Mond Oberbürgermeister von Oberhausen

MICHAEL SCHMITZ

„Wenn Du die Pfeife einmal nicht richtig gestopft hast, wird das nichts mehr." Leicht ungeduldig stochert mein Gegenüber mit dem Pfeifenbesteck im sanft glimmenden Tabak rum, zieht und stochert, zieht und stochert, und entleert schließlich den Pfeifenkopf im Aschenbecher. Aus dem Etui wird ein anderes Exemplar hervorgekramt, der Vorgang des Stopfens beginnt erneut, diesmal mit qualmendem Erfolg. Durch die Tabakwolken meine Frage: „Ist 1999 definitiv Schluß?" Keine Sekunde Zögern: „1999 ist definitiv Schluß. Für die neue Spitze stehe ich nicht mehr zur Verfügung. Man kann der Bevölkerung nicht klarmachen, daß jemand, der dann 67 ist, die Aufgabe so wahrnehmen kann, wie die Bevölkerung einen Anspruch darauf hat. Und ich möchte nicht den Zeitpunkt überschreiten, an dem man nicht mehr einsieht, daß es nicht mehr geht. Das habe ich zu oft erlebt." Durch Tabakwolken O-Ton von Friedhelm van den Mond, Oberbürgermeister, Oberhausen.

„Morgen mittag um halb eins, dann können wir ja auch was essen." Verabredung im nahe dem Rathaus gelegenen Hotel-Restaurant. Oberhausens 1. Bürger ist superpünktlich und bringt dem Wirt erst einmal den Mantel zurück: „Wir hatten letzte Woche Klassentreffen, haben bis morgens halb vier hier getagt, da habe ich den falschen Mantel erwischt. Als meine Frau den morgens an der Garderobe hängen sah, meinte sie, ob ich gefallen sei. Der Mantel war einigermaßen verschmutzt." Ein Anruf klärt's auf. Friedhelm van den Mond hatte den Mantel des Wirtes erwischt, den der immer trägt, wenn er mit seinem Berner Sennerhund gassi geht. Und der Hund springt gern an Herrchen hoch.

Erst das Vergnügen, dann die Arbeit. Ein Blick auf die Mittagskarte, zweimal Linseneintopf, einmal Ochsenbrust, drei Obergärige. Der Fotograf kommt. „Was hab' ich eigentlich für ne Frisur? Wild durcheinander?" Ich studiere einen Augenblick das immer noch jungenhaft wirkende Haupt: „Wie immer" – „Also wild durcheinander. Meine Frau sagt immer, ich wäre zu dumm, mich zu kämmen: ‚Käpt'n, kämm' dich doch mal richtig, du vergißt immer hinten."

Nein, ein Blatt nimmt dieser Mann wirklich nicht vor den Mund. In Alstaden geboren, am

12. März 1932, mit Ausnahme der Zeit der Kinderlandverschickung immer in Alstaden geblieben. Geprägt von der Zeche, den Kumpels. Das hat manch Skeptiker auf den Plan gerufen, als man Friedhelm van den Mond zum Spitzenkandidaten für die Kommunalwahl 1979 kürte. „Der soll die Nachfolge von Luise Albertz antreten, aus deren Schatten kann er nicht raustreten. Nie und nimmer schafft der das." Richtig und falsch zugleich. Friedhelm van den Mond

hat den Schatten seiner unvergessenen Vorgängerin nie gesucht, dem Amt die Note seiner Persönlichkeit aufgedrückt, nahbar, zum Anfassen, keine Allüren, keine Affären, keine Schlagzeilen, die Würde des Amtes paart sich mit der Hemdsärmeligkeit des ehemaligen Bergmanns, die ideale Konstellation an der Spitze einer Stadt im Wandel.

Daß er 1951 noch seine erste Kohle mit Schüttelrutsche und Abbauhammer gemacht hat, hat ihn ebenso geprägt wie viele Jahre später ein Gespräch mit Carlo Schmidt. Zweieinhalb Stunden hat er mit dem großen Kopf der Sozialdemokratie zusammengesessen, „so wie wir jetzt zusammensitzen. Von seinem Wissen und seiner humanistischen Einstellung habe ich mehr gelernt als in zwei Semestern an der Uni." War der Vater auch im Bergbau? „Ja, einen Tag unter Tage. Das war nichts für ihn, dann war er 40 Jahre bei der Firma Robert Kempchen. Aber beide Großväter waren unter Tage." Den väterlicherseits nannte man „Knäpper Anton", als Schießmeister war er auf kurze Knappschüsse spezialisiert.

Friedhelm van den Mond besuchte die Alstadener Schule, dann die damalige Horst-Wessel-Oberrealschule, das spätere Novalis-Gymnasium. Von 1943 bis 1945 war er in der Kinderlandverschickung, am 11. Mai 1945 ging er dort stiften, strebte auf Schusters Rappen 19 Tage lang den geliebten Heimathafen Alstaden an. Am 31. März 1946 wurde er konfirmiert,

am 1. April begann er als Hilfsarbeiter beim Brötchengeber seines Vaters. „Kinderarbeit würde man das heute nennen", grinst er lausbübisch, aber die Zeit war hart, die Familie brauchte jeden Pfennig.

Am 1. April 1947 schließlich wurde „Jung Friedhelm" als Berglehrling auf der Zeche Alstaden eingestellt. „Der erste Tag war ein Trauma, ich mußte dem Schmied helfen, ein Pferd zu beschlagen. Ich hatte eine Heidenangst, wurde nervös. Das Pferd wurde auch nervös, da wurde ich noch nervöser, dann wurde auch das Pferd nervöser. Schließlich hat der Schmied den Gaul mit einer Nasenklemme am Schraubstock festgebunden, da wurden wir wenigstens fertig." Aber die Ausbildung sei gut gewesen, Schmiede, wie gesagt, Schlosserei etc., „da habe ich fast alle handwerklichen Grundbegriffe gelernt". Und behalten, in Haus und Garten macht der OB fast alles selbst, „nur nicht tapezieren und Türen streichen". Bei den Kindern hilft er ständig als Handwerker, auch schon mal im Jagdhaus von Freunden.

Und ich erinnere mich noch sehr gut, als Friedhelm van den Mond vor ein paar Jahren sozusagen der 1. Preis beim WAZ-Sprücheklopferwettbewerb war. Eine Fahrt mit dem OB auf den Gasometer, da raufzukommen, war im Februar 1994 für Normalsterbliche noch beinahe ein Unding. Hoch mit dem uralten Aufzug bei widerlichstem Wetter an diesem Sonntagvormittag. Oben Rundgang mit dem Gewinner, ein Blick über das regenwolkenverhangene

Ruhrgebiet, dann streikte der Aufzug, wollte nicht mehr runter. Die damals mit der Renovierung des Gasometers befaßten Techniker von Babcock schwitzten Blut und Wasser. Ausgerechnet mit dem OB muß so etwas passieren, und der Aufzugsnotdienst ist auch nicht zu erreichen.

Van den Mond hatte sein helles Vergnügen an der Panne, kletterte auf den Aufzug und schimpfte über sich selbst wie ein Rohrspatz, daß er kein Werkzeug dabeihatte, um den streikenden Oldie zu reparieren. Dann die abenteuerliche Abfahrt, zu sechst in den für vier Personen zugelassenen Aufzug, um das Gegengewicht zu überwinden. Per Hand wurden wir beim freien Fall abgebremst, es stank gefährlich nach heißem Gummi, die Sprüche im Aufzug waren an schwarzem Humor nicht zu übertreffen. Unten mußte eine Flasche Asbach dran glauben, einige zitterten nicht nur vor Kälte.

Zurück zum Pütt, wenn Kumpel Friedhelm erzählt, bleibt kein Auge trocken. Ja, Grubenpferde habe er auch noch erlebt: „Wir hatten eins, zum Holztransport auf der 5. Sohle. Bubi war ein intelligentes Tier, zog grundsätzlich nur acht Wagen, egal ob leer oder beladen. Ein anderer Lehrling und ich, wir haben uns gesagt, Mensch, ein Pferd kann doch nicht zählen. Und dann haben wir gedacht, Bubi merkt, wie oft die Wagenkupplungen beim Anziehen rucken. Da haben wir einmal neun drangehängt und die letzten beiden Wagen sofort auf Spannung gezogen. Bubi hat einen Meter gezogen, dann blieb er stehen. Wir haben nie rausgekriegt, warum. Aber ich bin mir sicher, daß Bubi kein Mitglied der IGBE war."

Das ist Friedhelm van den Mond seit dem 1. April 1946, 1950 machte er seine Knappenprüfung, von 1951 bis 1953 ging er zur Bergvorschule, neben der Arbeit dreimal wöchentlich von 16.30 bis 19.30 Uhr. Anschließend bildete er sich bis 1956 an der Bergschule in Hamborn weiter, wieder parallel zur Arbeit: drei Tage Maloche, drei Tage Schule. Am 1. April 1956 war Kumpel Friedhelm Steiger auf Zeche Alstaden, Angestellter, 1959 wurde er Abteilungssteiger.

Als er mal ein schwieriges Flöz

als Fahrsteiger hatte, sagte sich der Hibernia-Vorstand an, Hibernia war vor dem Zusammenschluß zur Ruhrkohle AG eine der größten Bergwerksgesellschaften im Ruhrgebiet, Alstaden gehörte dazu. Den Kumpels hat er gesagt, setzt hier noch'n Stempel und da noch'n Stempel. Nur die Quetschhölzer obendrauf, in fünf Meter Höhe, die waren nicht anzubringen. Und dann meinte der Vorstand zum Fahrsteiger: „Da oben fehlt'n Quetschholz." – „Weiß ich." – „Wat is'n Quetschholz?" – „Meinen Sie, wir sind hier auf der Knappenprüfung. Sonne dösige Frage beantworte ich nicht." – „Sie sind vom Dienst entbunden." – „Glückauf." Fahrsteiger Friedhelm schickte sich an zu gehen. Und dann fragte er beim Werksleiter nach, ob er denn nun vom Dienst entbunden sei. Der wand sich einigermaßen, bis ihm der Fahrsteiger einen unterschriftsreifen Vertrag der Firma Hochtief unter die Nase hielt. Die wollte van den Mond als Ingenieur für den Tunnelbau. Er blieb auf Alstaden. Vor ein paar Jahren hat er den Werkschef mal wiedergetroffen, da war der schon um die 90: „Und sagt doch glatt, wie dankbar er mir gewesen ist, daß ich dem Vorstand damals mal so richtig die Meinung gesagt hätte. Es sei ja auch um seine Prämie gegangen. Ich hab' gedacht, ich werd' nicht mehr. Mir ging mit fünf Kindern zuhause damals die Muffe eins zu tausend und der dachte an seine Prämie."

Und dann die Sache mit dem Gästebuch der Zeche. Promis zuhauf gaben sich unter Tage ein Stelldichein, Fritz Walter war der Höhepunkt. „Und als dann der Schließungsbeschluß für Alstaden kam, war das Gästebuch weg." Meine leise Nachfrage, ob es vielleicht in einem wunderschönen alten Fachwerkhaus an der Speldorfer Straße zu finden sein könnte, löst einen Verzweiflungsausbruch aus: „Nein, das ist ja das Schlimme, ich hab's nicht, ein anderer war schneller."

Ob er denn wisse, daß damals die Kneipe „Peng" direkt am Pütt zeitweise 21 Hektoliter Schnaps im Monat verkauft habe, aus dem Faß gezapft, will der Jahrbuchverleger wissen. „Das kann ich durchaus glauben." Friedhelm van den Mond erinnert sich an einen Rohrleger,

der nach der Schicht bei Peng seine Kaffeetöte mit Schnaps auffüllen ließ, sich aufs Rad setzte und nach Hause fuhr. Dort angekommen, war die Töte leer, halber Liter. Daß es auch Kollegen gab, die schon zur Anfahrt auf die Schicht den von Muttern in die Töte gefüllten Kaffee vor Peng auf die Wiese schütteten, bei Peng Schnapps einfüllen ließen und damit einfuhren, will Kumpel Friedhelm heute weder dementieren noch bestätigen. Letzteres aber, so scheint es, ist ihm wahrscheinlicher.

Gleichwohl wendet sich der Kumpel-OB gegen den Eindruck, als sei auf dem Pütt in früheren Jahrzehnten nur gesoffen worden. Unter Tage sei's eher harmlos gewesen, auch anschließend in der Kaue. Ab und an mal, traditionell nach der letzten Schicht vor Weihnachten oder Silvester, da habe man den Kauenwärter auch schon mal zur Bude geschickt und noch einen Kasten Bier holen lassen. Oder zu Peng.

Da gibt's auch ein Geschichtchen. Friedhelm wird mir verzeihen, daß ich ausnahmesweise das Schreibverbot mißachte. Nach einem Wahltag war es, nach der Runde durch die Treffpunkte der Wahlhelfer. Heinz Schleußer packte sich seinen wiedergewählten Spitzenkandidaten: „Wir gehen jetzt erstmal ganz in Ruhe ein Bier trinken." Die beiden landeten im „Posthorn", Werk 1 im DGB-Haus. Eine Frau sprang auf, zeigte auf Kumpel Friedhelm: „Den hab' ich schon mal nackend gesehen." Der Erklärungsbedarf war groß, die Erklärung ganz einfach. Denn das war einer jener ominösen Kästen Bier, bei Peng bestellt, mit Peng gerechnet. Und so saßen die Kumpels in der Kaue, so, wie sie der Herrgott geschaffen hatte, Adamskostüm. Madame Peng lieferte die Kiste an die Nudisten.

Irgendwie habe ich den Eindruck, wenn diese Dönekes so zwischen den Qualmwolken hervorkommen, daß der Oberbürgermeister noch nachträglich ein Gewitter von Ehefrau Marie-Luise fürchtet. Schon vor mehr als 40 Jahren, am 5. August 1955, hat Friedhelm seine „Ise", wie sie heute noch liebevoll gerufen wird, geheiratet. Davor waren die Zeiten rauh für das junge Pärchen. Fried-

helm fuhr gern Kanu, „früher hätte man gesagt, ich habe gepaddelt", das Boot lag an der Ruhr. Auch seine „Ise" kam oft dazu, paddelte gegen jedwede guten Ratschläge allein bis Kettwig, obwohl sie nicht schwimmen konnte. Sie kippe nicht um, belehrte sie den besorgten Galan, sie könne doch paddeln. „Ist auch nie was passiert." Auch sonst nichts. Gemeinsames Übernachten im Zelt war nicht drin, abends mußte die Freundin nach Haus, auch, als sie schon 18 war: „Sonst hätten die Eltern den dicken Hund von der Kette gelassen."

Versäumtes holt man nach, die Ehe als Freihafen. 1956 wurde Sohn Axel geboren, heute Meister bei einem Gelsenkirchener Hersteller von Heizungen. Tochter Barbara folgte ein Jahr später, heute beim ADAC in Düren beschäftigt. 1959 kam Volker an, jetzt beschäftigt bei Siemens in Mülheim. 1961 wurde Hauke geboren, inzwischen selbständiger Fliesenleger. Mit Hauke gab's unmittelbar nach der Geburt Schwierigkeiten, als er noch gar nicht Hauke hieß: „Der Standesbeamte hatte mit dem Jungennamen Hauke seine Probleme. Da mußte ich mit meiner humanistischen Bildung nachhelfen und ihn an den Hauke Haien aus Theodor Storms ‚Schimmelreiter' erinnern." Zum Finale der bevölkerungspolitischen „rush hour" im Hause van den Mond kam 1964 Dirk, heuer als Tischler selbständig. Kein Studierter beim Nachwuchs? „Die wollten alle nicht zum Gymnasium, sollten wir sie da zwingen?"

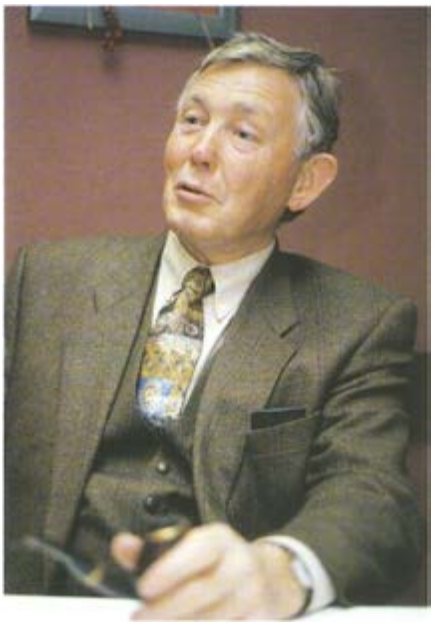
Umzug war damals bei den van den Monds fast an der Tagesordnung, Hiberniastraße, Speldorfer Straße, Haldenstraße, Speldorfer Straße: „Wir sind in Alstaden viel hin- und hergezogen, weil die Kinder so schnell kamen und die Wohnungen nicht mitwuchsen." Nein, Enkel habe er nicht, „doch, einen angeheirateten, aber die Kinder sind alle noch im Trainingslager. Aber die ganze Bande hängt und hält immer noch zusammen, wie Pech und Schwefel."

Im Sommer '96 machten sie den „Alten" an, wollten in seinem Garten ein Schwimmbad bauen. Das Familienoberhaupt war einverstanden, „aber ich tue keinen Hand-

schlag." Friedhelm fuhr mit seiner „Ise" in Urlaub. Dort der Anruf: „Wir fangen an, am Wochenende kommt der Bagger für die Baugrube." Das wollten sich die Eltern nicht entgehen lassen, „die baggern uns den ganzen Garten um", fuhren einen Tag früher als geplant nach Hause. Und dann hat der Praktiker den Söhnen anhand des dem schon gekauften Bassins beiliegenden Videos erstmal vorgerechnet, wieviel Kubikmeter Erde ausgehoben werden mußten: „Das ist an zwei Wochenenden nicht getan." Außerdem sahen die Bauleute auf dem Video aus wie Gewichtheber, Muskelpakete ohne Ende. Die beeindruckten Kinder, mit Ausnahme der Tochter alle „länger, nicht größer" als der Einsachtundachzig messende Vater (der Längste ist Zweimetervier) legten das Schwimmbad vorsorglich erst einmal bis Sommer 1997 auf Eis.

Zurück zum Pütt. Als Steiger war er auch für die Ausgabe der Lohnkarten zuständig. Dreimal im Monat wurde damals gezahlt, mit der Abschlagskarte gingen die Kumpels zum Lohnschalter. Einmal traf Kumpel Friedhelm eine Ehefrau: „Hast Du Felix nicht gesehen, Felix Kratzyk?" – „Der ist schon vor einer Stunde gegangen." „Die verdammte Hund versauft die ganze Geld." Und es gab auch die, die ein hartes Gedinge hatten, bei denen die Kohle nicht schon runterfiel, wenn man ihr nur den Abbauhammer zeigte. Bei Entlohnung nach Einzelgedinge schwere Kiste, „da mußte man tricksen, damit die ihre Familie ernähren konnten. Aber wenn andere mit ihrer Arbeit schon fertig waren und noch Zeit hatten, wurde ohne große Worte auch ausgeholfen." Kameradschaft unter Tage, einer für den anderen da, „die meisten haben doch um die Seilscheibe in Alstaden rum gewohnt. Wenn jemand neu nach Alstaden zieht, muß er vorsichtig sein, einen beleidigt, alle beleidigt. Die sind ja alle verwandt." Bei van den Monds nicht viel anders, damit die Familie nicht zu groß wurde, hat seine Schwester den Bruder seiner Frau geheiratet.

Ja, eine schöne Zeit sei das gewesen, auf dem Pütt, da erzählt der Fahrsteiger auch vom Kumpel Karl Grezenia. Wenn länger malocht werden mußte, ohne Aussicht,



oben noch ne kalte Pulle Bier kaufen zu können, war das für Karl kein Problem: „Okay, aber laß' mich mal eben telefonieren." Dann rief Karl Kalla Jeschka in der Trinkhalle an, der legte zwei Flaschen Bier in die Dachrinne. Nach der Zusatzschicht konnten die beiden Kumpel es wohlgefällig zischen lassen. Am nächsten Tag auf dem Weg zur Arbeit wurde bezahlt.

Tolle Zeit eben, aber nicht ohne Wehmut weiß Friedhelm van den Mond auch, daß die Erinnerung vieles verklärt, nur die schönen Ereignisse wachhält. Die traurigen gab's auch, tödliche Unfälle, eine ganze Zeit war er Leiter der Rettungstruppe auf Alstaden. Große Verschüttungen hat es zu seiner Zeit im Bergbau auf Alstaden nicht gegeben, „und ich bin selbst auch harmlos davongekommen". Ein paarmal im Krankenhaus, da genäht, dort genäht, Glück gehabt: „In der Erinnerung vergißt man oft, wie schwer die Arbeit trotz allem war." Mit der Angst da unten, damit lerne man umzugehen, oft sei es ganz still, oft knacke es.

Zur Erinnerung gehört auch, daß der Kumpel Friedhelm noch all seine Markenummern weiß, die als Lehrling, die unter Tage, die als Angestellter, die von der Bergschule. Drei Jahre war er im Betriebsrat, stellvertretender Vorsitzender auch, freigestellt, Mitglied im Gesamtbetriebsrat Hibernia, dadurch natürlich auch ansonsten in der IGBE aktiv, die ihn soeben für 50jährige Mitgliedschaft geehrt hat. Dennoch, auch die Schichten an Heiligabend bis 18 Uhr hat er mitgemacht, „dann warst du um 19 Uhr zuhause, kaputt wie ein Hund hast du Weihnachten gefeiert. Silvester war's nicht anders."

Nicht alles verklärt die Erinnerung, schon gar nicht die letzte Schicht auf Alstaden am 31. Dezember 1972. Die Förderung war schon am 15. Dezember eingestellt worden, Kumpel Friedhelm wusch sich am Silvestertag den Dreck der letzten Schicht ab. Nein, er hätte nicht umgeschult, nicht studiert, wenn Alstaden nicht dichtgemacht worden wäre, wäre geblieben und dann später wohl in den Vorruhestand gegangen: Für acht, zehn Jahre hatten wir noch Kohle, hochwertige Anthrazitkohle. Aber der Hausbrand nahm ja stetig ab."

Und so kam sie, die Umschulung, von 1973 bis 1977 Studium Sozial- und Politikwissenschaften sowie Pädagogik an der Ruhruni in Bochum. Mindeststudienzeit acht Semester, aber länger gab's auch keine Finanzierung. Im 8. Semester machte Friedhelm van den Mond 1977 sein erstes Staatsexamen. „Alles mit 2, nur Politik nicht, da gab's 'ne 3." Zum Piepen, mit Verlaub, denn 1977 saß Friedhelm van den Mond, 1963 in die SPD eingetreten, bereits seit acht Jahren im Rat der Stadt, war seit 1975 Erster Bürgermeister hinter Luise Albertz, unter anderem Vorsitzender des Bauausschusses. Für den theoretisch gewiß beschlagenen „Prof." verstand der Studiosus wohl zuviel von der politischen Praxis. Irgendwie wollte der Theoretiker was über die Bürgerbeteiligung nach dem Bundesbaugesetz wissen und da hat der Praktiker ihm klarmachen müssen, daß dies niemand aufgrund der unterschiedlichen Gemeindeordnungen in den einzelnen Bundesländern wissen könne.

Nach dem Staatsexamen Referendar an der städtischen Frauenbildungsanstalt Gelsenkirchen, 1979 zweites Staatsexamen für das Lehramt an berufsbildenden Schulen. Im gleichen Jahr wurde Friedhelm van den Mond erstmals zum Oberbürgermeister der Stadt Oberhausen gewählt. Bis 1984, als er im Rahmen der Anpassung im Steinkohlebergbau ausschied, war er dann bei der Ruhrkohle als stellvertretender Abteilungsleiter des betrieblichen Vorschlagswesens der Bergbau AG Niederrhein tätig.

Politik: Seit weiß-der-Herrgott-wann im Vorstand des SPD-Ortsvereins Oberhausen-West, jahrelang Unterbezirksvorstand, vor einigen Jahren zurückgetreten, als die Quotierung kam, kraft Satzung als beratendes Mitglied aber weiter dabei. Schulausschuß, Jugendwohlfahrtsausschuß, Kulturausschuß, Hauptausschuß, Finanzausschuß, Ausschuß| für öffentliche Einrichtungen, Sozialausschuß, Werksausschuß Theater, seit es den gibt, dessen Vorsitzender.

Warum ausgerechnet da? „Der Rat meint es ernst mit seinem Votum, das Theater auf Dauer zu erhalten, da wollte ich ein Signal setzen.

Und Vorsitzender im Werksausschuß kann nur einer sein, der sich nicht für einen verhinderten Intendanten hält. Der muß dem Intendanten den Rücken freihalten. Viele Politiker haben gedacht, sie seien die besseren Intendanten und könnten die Inhalte des Theaters vorgeben. Unfug, für Inhalte und Spielplan ist der Intendant zuständig. Wir haben den finanziellen Rahmen zu schaffen und darauf aufzupassen, daß er eingehalten wird. Und das haben Klaus Weise und sein Verwaltungsdirektor Hennemann bislang immer getan. Gleichwohl habe ich immer noch Bauchschmerzen, daß das Musiktheater nicht auch im Theater stattfindet. Zwei, dreimal im Monat müßte das möglich sein."

Seit 1989 ist van den Mond auch Vorsitzender der Verbandsversammlung des Kommunalverbandes Ruhrgebiet (KVR). Immer noch, trotz Neuer Mitte und Coca Cola? „Seither waren noch keine Neuwahlen." Der OB weiß sehr wohl, daß ihm die eine vollzogene und die andere bevorstehende Ansiedlung nicht nur Freunde geschaffen haben, in unserer Stadt nicht und schon gar nicht im Revier. Als Oberhausen in der Standortsuche von Coca Cola immer ernsthafter genannt wurde, meinte er knapp: „Wenn die kommen, werde ich als Vorsitzender der Verbandsversammlung abgesägt. Und der Mike Groschek ist dann längste Zeit Sprecher der SPD-Ratsfraktionsvorsitzenden im Revier gewesen. Aber wenn Coca Cola kommt, ist mir das egal."

Kein Kirchturmsdenken, sondern Sorge um eine vom Niedergang von Kohle und Stahl wie kaum eine andere Kommune gebeutelte Stadt. Rund 40 000 Arbeitsplätze gingen in den letzten 30 Jahren verloren, um jeden einzelnen neuen mußten Politik und Verwaltung kämpfen wie die Löwen. Dabei weiß der OB sehr wohl, daß das Tempo des Strukturwandels der letzten Jahre in Oberhausen die Menschen überfordert. Er ist einer von ihnen geblieben, dem anfangs, als Oberstadtdirektor Drescher, der Managertyp, das Verwaltungsruder in die Hand nahm, manches nicht geheuer erschien.

Mir klingen seine Sorgen noch

heute in den Ohren: „Was der alles verspricht, kann der niemals halten." Inzwischen ist der OB mit dem Strukturwandel gegangen, irgendwie dazwischen hin- und hergerissen: „Jetzt verändert sich die Industrie- und Produktionsgesellschaft so schnell, daß ich meine, der Strukturwandel müßte noch schneller gehen. Bei 14,6 vH Arbeitslosen können wir doch das Tempo nicht verlangsamen. Nur, wie wir die Menschen mitnehmen sollen, dafür habe ich noch kein Rezept. Aber wir wissen ja auch noch gar nicht, was an Flächen noch auf uns zukommt. Die Fakten verändern die Ziele, wer hat denn damit gerechnet, daß mal einer nach Oberhausen kommt und will ein Fertighauszentrum bauen? Wer hätte je daran gedacht, daß Coca Cola kommt? Sicher, jetzt geht es auch darum, die Neue Mitte durch umliegenden Wohnungsbau zu stabilisieren." Das sei auch die Chance der Siedlung Ripshorster Straße: „Die ‚Ripse' zu erhalten, ist das eine, aber sie kann kein Solitär bleiben."

Ja, Drescher, das sei einer, der 1999 die neue Spitze machen könne, auch Mike Groschek, „ein ganz fähiger politischer Kopf". Festlegen aber wolle er sich jetzt noch nicht, nicht Entscheidungen vorgreifen, die die Partei im Frühjahr oder Sommer 1997 treffen müsse. Gleichwohl sorgt er sich, auch Heide Kamps höre auf, für ihn die Idealbesetzung als Fraktionsvize. Sie halte die Fraktion intern zusammen, sei auch privat für die anderen immer da, wenn die mal Probleme haben: „Wer soll das künftig machen, ein Fraktionsvorsitzender kann das nicht auch noch leisten." Und der Landtag steht auch noch an, wenn Heinz Schleußer, wie beabsichtigt, nicht mehr antritt. Obwohl: „Möglich, daß Johannes Rau für 2000 nochmal breitgeschlagen wird. Und daß der dann Heinz Schleußer nochmal breitschlägt."

Fragen, denen er nicht ausweichen kann, sein Wort wird gehört werden, wenn es um die wichtigen Personalentscheidungen geht, sollte sein Wort das gewichtigste sein. Bei dieser Mahnung legt er die Stirn in Falten, „laß' uns lieber noch vom Pütt erzählen". Nachtschicht, die hat um 20 Uhr angefangen, 4 Uhr morgens war Feier-

abend, halb fünf war man oben. „Manchmal sind wir dann noch nach Bambach gegangen, am Südmarkt (steht leider nicht mehr). Einmal sind wir in einen Wortwechsel mit einem Zuhälter geraten, der einem Kollegen Schläge androhte. Da baute sich ein anderer, mächtiger Kollege vor dem Loddel auf: ‚Wenn Du jetzt nicht ruhig bist, ich versauf' Dich da innet Spülbecken. Da war Ruhe."

Vorher schon, da war er noch Lehrling, da wischte er mit einem anderen Azubi einem Kumpel mal eins aus, der das Gezähe ausgab und die Jungs ständig ärgerte. Der mußte das Werkzeug immer wegschließen, hatte eine große Kiste mit einem dicken Schloß, das er hütete wie seinen Augapfel. Einmal haben Sie's erwischt, Stahlseil mit Schlupp durchgezogen, mit dicker Schraube gesichert, das Gewinde kaputtgehauen und dann noch den Deckel mit dicken Nägeln an die Kiste genagelt. Der gute Mann schnitt den Schlupp auf. „Ich sehe heute noch sein Gesicht vor mir, als er die Kiste aufklappen wollte und die zugenagelt war", freut sich der OB seit Jahrzehnten über die gelungene Attacke. Der Bergbau war eine harte Schule.

Hat der OB den Menschen Friedhelm van den Mond verändert? „Ich hoffe, nicht allzusehr. Man agiert sicherlich oft in einem anderen Umfeld." Auch daß er in Oberhausen nirgendwo unerkannt bleiben kann, stört ihn nicht. „Wenn ich mal bei C & A reingegangen bin, denn hörte ich Leute sagen: ‚Hier kauft der ein? Als wenn der es nötig hat'. War ich bei P & C oder Mensing, dann hieß es: ‚Guck' mal, was für ein Geld der hat, hier kauft der ein'."

Hobbys, ja die hat er. Zum Jagen komme er leider viel zu selten. Kunst sammelt er immer noch, Graphik, „aber die muß bezahlbar sein. Außerdem wird's langsam ein Problem, so viele Wände habe ich nicht mehr." Urlaub natürlich, die van den Monds verreisen gern, „im Sommer Deutschland oder Österreich, im Winter kann es an der Algarve auch schön sein. Ich stelle fest, mit zunehmendem Alter zieht es mich im Winter immer mehr in wärmere Gefilde. Die Sonne tut den älter werdenden Knochen doch gut. Nur, auf Mallorca

war ich noch nie, für einen Rentner mit meiner Funktion ist die Insel ungeeignet. Wenn's dort am schönsten ist, kann ich nicht weg, während der Sitzungspause im Sommer ist es mir da zu voll." Über den Jahreswechsel 96/97 geht's mit der Ehefrau nach Sylt, da ist er gern, „wir leihen uns Fahrräder und radeln über die Insel".

Und dann hat er Zeit, mit seiner Frau Rommee zu spielen, am liebsten Rummikup, „beim Rommee habe ich gegen sie keine Chance. Und immer nur verlieren macht auch keinen Spaß." Skat kann er auch, aber er spielt nicht, „ich geb' lieber vorher einen aus. Außerdem hätte ich nach sieben, acht Spielen schon keine Lust mehr, dann läßt die Konzentration nach." Angeln wäre auch was, den Schein hat er schon seit Jahren, im nächsten Jahr steht eine Männer-Angeltour nach Norwegen an, mit Schwager, einem Kollegen von früher und einem guten Bekannten.

Denn Kontakt zu Kollegen von früher hat er noch, „das bleibt doch in so einem Stadtteil gar nicht aus." Und da, im Grünen, wo die van den Monds wohnen, da bleibt auch anderes nicht aus. 50 Haustiere, „ein Hund und 49 Fische." Früher Meerschweinchen, Fasane, Kaninchen und Schildkröten, bei fünf Kindern ist auch der Zoo groß. Selbst Eichhörnchen kommen heute in den Garten, andere Besucher sind nicht so willkommen. Die zum Beispiel, die über Wochen morgens immer die Brötchen von der Haustür geklaut haben. „Jahrelang ging's gut, auf einmal waren sie ständig weg. Eines Morgens sitze ich schon im Arbeitszimmer und höre so ein Geklacker an der Tür. Ich schau' nach und seh' noch, wie die Elstern wegfliegen. Die Brötchentüte lag aufgerissen am Boden, Brötchen angefressen. Da haben wir uns keine Brötchen mehr bringen lassen. Vorige Woche haben wir's dann nach langer Zeit mal wieder versucht, einen Tag ging's gut, am nächsten waren die Brötchen wieder runtergehackt. Es geht wohl nicht."

Leises Bedauern, denn Friedhelm van den Mond ist Frühaufsteher, fünf Uhr morgens: „Noch reichen mir fünf Stunden Schlaf." Das werde sich auch nach 1999 nicht ändern: „Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, um neun Uhr aufzustehen, oder auch nur um acht. Das Leben ist viel zu interessant, um soviel davon zu verschlafen." Als Ruheständler will er in Haus und Garten endlich mal in Ruhe tun, was er jetzt nur unter Zeitdruck schafft, sicherlich den Söhnen noch helfen, aber auch mehr angeln.

Lieblingsessen? „Panne Ackersegen mit drei Augen." Ich blicke wohl etwas dämlich drein. „Jetzt möchtest Du gerne wissen, was das ist? Bratkartoffeln von frischen Scheiben mit drei Spielgeleiern. Ackersegen war früher 'ne Kartoffelsorte." Graupensuppe mag er nicht, die gab's in der KLV ständig. Auch zu Fisch hatte er jahrzehntelang ein gestörtes Verhältnis, ebenfalls KLV-geschädigt. Als er damals, im Mai '45, die Biege machte, gab's auf dem Rückweg bei den Bauern allüberall Hering, damals „Armeleuteessen". So habe er mit dem Fisch später ein Abkommen geschlossen: „Du beißt mich nicht, ich eß' Dich nicht." Inzwischen hat sich das geändert, Ehefrau „Ise" ißt gern Fisch, „so, wie sie ihn zubereitet, kann ich nicht widerstehen".

Zu Fliegen hat er ein gestörtes Verhältnis, nicht Flugzeug. Aber als er mal zu einem Kollegen unter Tage „Brummer" sagte, „da hat der mir eine gelangt, daß ich drei Tage rückwärts gegangen bin. Ich wußte erst gar nicht, warum, bis mir die, die immer mit ihm duschten und ihn auch ‚Brummer' nannten, sagten, warum. Der hatte sich mal im besoffenen Kopp eine Fliege tätowieren lassen." Hochoben auf eine Stelle, die man gemeinhin nur beim Duschen sieht. Mehr nicht dazu.

Wohl aber zu anderem, der Ruhestand ist noch längst nicht da. Van den Mond ist Vorsitzender des Verwaltungsrates der Stadtsparkasse Oberhausen, auch des Aufsichtsrates der STOAG: „Die wichtigste Aufgabe ist da jetzt, die neue Trasse nach Schmachtendorf durchzuführen. Das ist ein finanzieller Kraftakt, der bei unserer Haushaltslage eigentlich nicht drin ist. Aber wenn wir es nicht tun, halte ich das für fahrlässig. Oberhausen ist nun mal eine Stadt mit Ausdehnung von Nord nach Süd." Nach 1999 will er, wenn man ihn will

und er's noch kann, den Vorsitz der Arbeiterwohlfahrt Oberhausen und von ZAQ behalten. Das Zentrum für Ausbildung und Qualifikation sei inzwischen der größte Ausbildungsbetrieb in Oberhausen.

Eine seine größten Sorgen. Die Entwicklung im Steinkohlebergbau heute, die sei schon bedrückend: „Hier fehlt die Verläßlichkeit. Der Bergbau tut mit Blick auf die Subventionen doch schon alles, um die Förderung zurückzunehmen. Aber das kann doch nur ein Sinkflug sein, kein Sturzflug. Und die Plätze für die, die nachkommen, sind weg. Wer bildet die denn künftig aus, gibt denen eine Chance? Und was ist mit den Investitionen der Ruhrkohle in neue Felder im Norden? Die wären doch nach dem, was jetzt passiert, nicht nötig gewesen."

Bei diesen Gedanken passiert das mit der Pfeife, die nicht gestopft wird. Pfeifenraucher ist er seit 20 Jahren, der OB. Damals, Weihnachten 1976, Erster Bürgermeister und Luise Albertz fehlte ja schon oft aus gesundheitlichen Gründen. Und Vorbereitung auf das Staatsexamen. Weihnachten 1976. „Ich hab' einen der Söhne gefragt: ‚Hast Du 'ne Pfeife?' Hatte er. Hast Du auch Tabak?" Hatte er auch. ‚Dann gib mir mal eine.' Das sollte Ausgleich gegen den Streß sein, „ich dachte, wenn der vorbei ist, hört das auch mit dem Pfeifenrauchen wieder auf". Pustekuchen, jetzt soll 1999, im Ruhestand, ein Anlauf zum Nichtraucher genommen werden. Nein, Zigaretten habe er nie geraucht. Einmal, als er das mit den Pfeifen reduzieren wollte: „Da habe ich Zigaretten geraucht und keine Pfeife weniger. Also habe ich die Zigaretten wieder drangegeben. Heute, wenn ich mal Pfeife und Tabak vergessen habe, kaufe ich beides lieber neu, aber ich pakke keine Zigarette mehr an."

Was mag er an Menschen nicht? „Wenn jemand zu allem 'ne Meinung hat und von allem was kennt." Was schätzt er an Menschen? „Wenn jemand zuhören kann." Vorbilder? „Schwer zu sagen. Man kann immer von Menschen lernen. Von Luise Albertz habe ich gelernt, von Karl Bourscheid, auch von Willi Meinicke. Der galt ja als knorrig und bissig.

Aber ich habe ihn auch ganz anders kennengelernt, feinfühlig, warmherzig. Ich weiß noch, als wir damals das Haus kauften und ich einen Sparkassenkredit brauchte. Als Fraktionsmitglied mußte ich den vom Vorsitzenden genehmigen lassen, bin also hin zum Willi. Der meinte nur: ‚Du hast doch keine Sonderkonditionen, mußt Du mich also mit so etwas belästigen?' Aber ich habe nicht nur von Politikern gelernt, auch von anderen, von Kumpels auf dem Pütt. Ich habe so viele Menschen kennengelernt, von denen Du was lernen kannst, auch von Unternehmern, mit denen ich privat Kontakt hatte."

Eigenschaften, die er an sich selbst nicht schätzt? „Daß ich immer so früh aufstehe. Ich kann leicht ungeduldig werden, wenn's nicht weitergeht. Und wenn ich einen Tag voller Frust hatte, lasse ich immer Dampf bei denen ab, die gar nichts dafür können." Würde er, rückblickend, heute etwas anders machen? „Nein. Ich habe sicher auch Fehler gemacht. Aber wenn ich etwas anders gemacht hätte, wüßte ich ja nicht, welche Fehler ich gemacht hätte." Lebensklugkeit, schnörkellos durch blaue Qualmwolken gesagt. Philosophie eines Kumpels, eines Oberbürgermeisters, von dem es so wenige Fotos mit Amtskette gibt wie wohl von keinem anderen OB, aber auf dessen breiten Schultern und in dessem Herzen die Bürde des Stadtoberhauptes in harten Zeiten so wunderbar aufgehoben ist, das man gar nicht an 1999 denken mag, auch wenn er das jetzt überhaupt nicht lesen mag.

Spuren vom Dreck der letzten Schicht auf Alstaden sind geblieben unter der Haut, die jetzt auch schon ein paar Falten zeigen darf. Spuren der Menschlichkeit, des Glaubens an Zusammengehörigkeit, die Antenne für die Menschen von nebenan, die derbe Herzlichkeit, der aufrechte Gang, die Unbeugsamkeit, Ehrlichkeit bis auf die Knochen, die sich jetzt schon mal nach südlicher Sonne sehnen. Für die eine oder andere Woche mag's ihm gestattet sein. Mehr nicht. Der Platz des Kumpel Friedhelm ist in Oberhausen, in Alstaden, auch nach 1999 ist er unersetzlich für Oberhausen, die Stadt, für ihre Menschen. Glückauf.

DAS MUSS KACHELN!

Sterkrader Unterwasser-Rugby-Team in der 1. Bundesliga

Christian Icking

Hier herrscht eine Atmosphäre wie im Duisburger Delphinarium: Die Wasseroberfläche im Hallenbecken kräuselt sich vom heftigen Treiben in der Tiefe, hin und wieder tauchen Körper auf, blasen mit Fontänen die Luftlöcher frei, atmen ein und tauchen flossenschlagend ab.

Bloß: Diese Wassertiere machen keine Mätzchen für's Publikum. Sie tragen keine Ringe auf der Nase oder schlagen spritzend Salti für einen toten Hering zum Lohn. Sie tragen vielmehr Badekappen, Taucherbrillen, Schnorchel und Plastikflossen, und nach dem Training treffen sie sich trockenen Fußes auf ein kühles Helles. Wahrscheinlich wohl, daß sie manchmal auch toten Fisch essen.

Die Spieler der Unterwasser-Rugby-Mannschaft der Tauchsportabteilung (TSA) im TC 69 Sterkrade trainieren im Sportbad Osterfeld hart für die laufende Saison. Denn in dieser Spielzeit heißt es tief durchatmen: Mit dem Aufstieg aus der 1. Landesliga, die auch unter dem Titel 2. Bundesliga firmiert, sind sie in Deutschlands höchste Spielklasse eingetaucht.

Damit stellt die Tauchsportabteilung Sterkrade neben dem Oberhausener Tennis- und Hockey-Club (OTHC) und dem Basketballclub Turbinenhalle Oberhausen (BCTO) eine von gerade einmal drei Ballsport-Mannschaften in der Emscherstadt, die die Bezeichnung „Erstligist" tragen dürfen.

UW-Rugby: Irgendwann müssen sich wohl Wasserballer und Sporttaucher zusammengetan haben, um dieses Spiel zu kreieren. Vielleicht als Ausgleich zum öden Konditionstraining. Daraus wurde eine eigene Sportart, die ernsthaft in Ligen betrieben wird.

Ein kompliziertes Regelwerk braucht's dazu eigentlich nicht: Ein paar Spielregeln liehen sich die Erfinder aber vom Fuß- und Basketball sowie vom Eishockey aus.

Und so geht's: „Spielfeld" ist die zwischen dreieinhalb und fünfeinhalb Meter tiefe Hälfte eines Hallenbeckens. Das Osterfelder ist im übrigen das einzige Oberhausener Hallenbad, das für diesen Sport die nötigen Voraussetzungen mitbringt. Statt in Tore muß der Spielball in zwei Körbe versenkt werden, die auf dem Badboden festgeschraubt werden. Der Ball sinkt, weil er mit Salzwasser gefüllt ist – das hat eine höhere Dichte, ist also schwerer als gechlortes Süßwasser. Jede Mannschaft darf gleichzeitig sechs Spieler im Wasser einsetzen, jeweils fünf Auswechselspieler warten am Beckenrand auf den fliegenden Wechsel. Ein Spielleiter über und zwei gleichberechtigte Schiedsrichter unter Wasser achten auf die Einhaltung des spärlichen Regelwerks. Bei einem Regelverstoß signalisiert eine Hupe, ähnlich der, mit der Sandy einst Flipper lockte, die Spielunterbrechung.

Da kann's im Match mitunter hart zur Sache gehen. Devise: Das muß kacheln! Denn erlaubt ist „außer Schlagen, Kratzen, Beißen und Würgen" fast alles, um zum Erfolg zu kommen. Deshalb tragen die Spieler zum ersten eine Badekappe mit Ohrenschutz – damit das Trommelfell bei versehentlichen „Kopftreffern" durch den clinchenden Gegner nicht reißt – und zum zweiten ein Suspensorium in der Badehose – manch' einer weiß genau wofür.

Niemals ohne „Airbag"

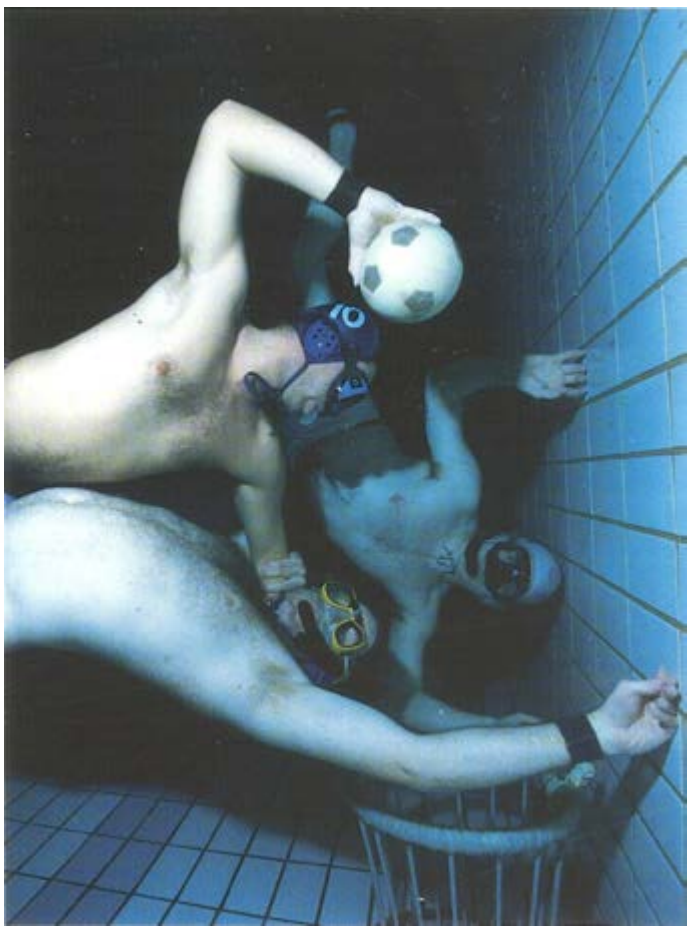
Wie TSA-Verteidiger Jörg Markovic, der steigt niemals ohne „Airbag" ins Wasser. Einmal – und er erinnert sich daran, als wär's gestern gewesen – ließ er das Suspensorium links liegen und bereute es zutiefst. Aua! Den entscheidenden Griff tat im übrigen eine Spielerin aus der gegnerischen

Mannschaft: Sie wußte halt, wie frau die Herren der Schöpfung außer Gefecht setzt. „Seither niemals ohne" – ist nun auch Markovics Motto.

Aber: Der Wettkampf wird in der Regel fair ausgetragen. Mannschaftskapitän Marcus Schräder, der diesem Sport seit elf Jahren verfallen ist, addiert die Blessuren, die er in dieser Zeit davontrug: dreimal Trommelfellriß, vier Platzwunden, eine gebrochene Hand. Also: Mal ein Hörnchen, mal ein ausgekugelter Arm, das zieht einem „Rapper" nicht die Flossen aus. Wie fair die Sterkrader Taucher spielen, beweist ein Beispiel von 1994. Da gewannen sie den „Hammer Hammer" und bekamen obendrein den Fairneßpokal. „Das", so Jörg Markovic, „hat es bei neun Austragungen zuvor nie gegeben."

Zweimal 15 Minuten Spielzeit – das erscheint der Landratte kurz. Die UW-„Rapper" wissen's besser. Jörg Markovic, seit 1978 am Salzwasserball, weiß: „Das ist eine anaerobe Sportart. Eine Aktion ist vergleichbar mit einem 100-Meter-Sprint." Maximal nach zwei bis drei Minuten Wassereinsatz am Stück läßt sich ein Spieler dann auch herausnehmen und nimmt für eine Erholungspause auf der Wechselbank Platz.

Nach jedem Match ist auch Marcus Schräder, der schon im Auswahlkader der Nationalmannschaft spielte, „ziemlich fertig". Wenn es am Korb heiß hergeht, müssen die Spieler nach zwei kurzen Atemzügen schonmal 30 Sekunden bei voller Körperbelastung unter Wasser um den Ball fighten. Die Salzwasserkugel, die bis zu drei Meter weit unter Wasser zielgenau gestoßen werden kann, darf im übrigen nicht über Wasser gespielt werden. „Wichtig ist das Kurzpaßspiel", ist Jörg Markovic's Erfolgsrezept. „Und das Doppelpaßspiel", ergänzt Marcus Schräder. Und natürlich ist es wichtig, nur dann Luft zu holen, wenn man gerade nicht gebraucht wird da unten. Umgekehrt ist zum Beispiel „ein schlechter Torwart, der vor dem Korb rumliegt, wenn gerade kein Gegner da ist", so Marcus Schräder. Und der gerade dann hoch muß, wenn die Angriffswelle auf den eigenen Korb läuft.



Gerangel im nassen Element. Beim „Nahkampf" am Korb ist eine gute Lunge gefragt.

Spieldisziplin wie Piranhas

„Unterwasser-Rugby ist der einzig wirklich dreidimensionale Mannschaftssport", umschreibt Marcus Schräder seine Begeisterung für Rangeleien im nassen Element. Wer die Chance hat, unter Wasser zuzuschauen, würde vielleicht so etwas wie eine taktische Raumaufteilung vermissen. Die Schnorchler scheinen in etwa die gleiche Spieldisziplin zu haben wie Piranhas, denen man ein rohes Nackenkotelett vorwirft.

Tatsächlich aber gibt es linke und rechte Stürmer, linke und rechte Abwehrspieler und einen Torwart. Letzterer hat jedoch alle Freiheiten: Ausgerechnet Torhüter Carsten Köster war's, der in der abgelaufenen Saison die meisten Treffer der Elf markierte. 15mal versenkte er den Ball im Korb. Zum Vergleich: Der erfolgreichste Sterkrader Stürmer, Berthold Ratering, punktete ebenso oft.

Köster gilt als die „Pferdelunge" im Team. Nimmt dem Gegner am eigenen Korb den Ball ab, taucht durch die gegnerische Hälfte und macht mal eben das Ding rein.

Nicht immer ist der Korb so frei wie hier. Denn oft sitzt der Torwart schon drauf. Das darf er nämlich.

Marcus Schräder, selbst nicht gerade schwach auf der Brust, meint denn auch ehrfürchtig: „Da kannst du Angst kriegen. Ich spiele lieber mit dem Carsten in einer Mannschaft als gegen ihn."

Zum nunmehr dritten Mal sind die TSA-Taucher in die 1. Bundesliga aufgestiegen. In der Gruppe West müssen sie Vierter von acht Mannschaften werden, um im Finalturnier gegen die drei anderen qualifizierten „Wessis" sowie gegen die Ersten und Zweiten der Bundesliga-Gruppen Nord und Süd um die Deutsche Meisterschaft zu spielen.

Die Aussichten für die laufende Spielzeit sind nicht so trübe. Über das Abschneiden in dieser Saison wollen die TSA'ler aber keine Prognose abgeben. Immerhin können sie einen Pokalsieg beim '95er Landesverbandsturnier vorweisen. Und mit Lars Keller haben sie einen Mann in den Reihen, der 1995 sogar internationale Erfahrung sammeln durfte, als er bei der Junioren-Europameisterschaft in der Nationalmannschaft mächtig mitmischte. 15 gemeldete Spieler – zwischen 20 und 36 Jahre alt – umfaßt der TSA-Kader zur Zeit.

Unterwasser-Rugby ist eine Sportart, die sich – wie weiter oben beschrieben – emanzipiert gibt. Bei diesem Sport spielen Frauen gleichberechtigt in den Mannschaften mit. Das schafft nur ein Problem: Der Deutsche Sportbund besteht auf Geschlechtertrennung. Doch die UW-Rugby-Mannschaften weigern sich vehement, die Geschlechter zu trennen. Olympisch wird Unterwasser-Rugby deshalb und im Gegensatz zu Tennis und Basketball wohl nie.

Da wird ein Weißer Hai eher zum Makrobioten.

Mannschaftsfoto einmal anders: Das Team der TSA Sterkrade im TC 69 gibt seinen Gegnern nur ungern einen Korb.

FÜR VIERZIG ABWÄRTS

Ein Einkaufsbummel durchs CentrO.

MICHAEL SCHMITZ

An irgendeinem Tag nach diesem 12. September, nach dem nichts mehr so sein sollte, wie es war, spuckt mich die Linie 112 mit einem Pulk von Menschen in einen Pulk von Menschen auf den Bahnsteig der STOAG-Haltestelle Neue Mitte.

In meiner Armbeuge zappelt der Einkaufskorb, wohlgefüllt mit umweltfreundlichen Tragetaschen, an der Hand des anderen Armes hängt eine Begleitung, die nicht shoppen will. In der Hosentasche der im Laufe der Jahre enggewordenen, auch einigermaßen ramponierten Jeans versteckt sich ein Geldscheinbündelchen vor unerlaubtem Zugriff. Shopping im CentrO., eine neue Jeans wäre nicht schlecht, vielleicht die legendäre 501, die mich als Sonderangebot in mittlerweile unzähligen Zeitungsbeilagen der Protagonisten des Einkaufszentrums der Neuen Mitte reizen wollte. Vor dem Entree ins Reich des so vorschnell verteufelten Kommerzes ein leichter Verkehrsstau, drinnen ein kleiner Markt verhaltener Köstlichkeiten. Eine erste Rast am Champagnerstand, ein Gläschen zum Einstimmen, rechts ein Blick in Charlys Farm, links in die italienische Trattoria. Rechts zwängen wir uns durch das üppig bemessene Frischeangebot, kaufen nicht, um den Korb nicht zu belasten. Anschließend links eine erste Stärkung, der italienische Vorspeisenteller ist hervorragend, die Spaghetti arrabiata sind nicht scharf genug. Und wieder auf die Einkaufsstraße. Die Schaufenster verraten: „Alt bist Du geworden, Konsument von Berufs wegen", das textile Angebot macht fast ausschließlich Ende 40 Halt. Die 501 ist nicht unbedingt für den Jahrgang '48 geschnitten, stelle ich schwitzend in der allerseits einsichtigen Umkleidekabine fest, reicht die Weite, ist sie zu lang, paßt die Länge, ist sie zu eng. 501er ändert man nicht. Ein mitleidsvoller Blick der Verkäuferin begleitet meinen immer noch leeren Einkaufskorb nach draußen.

Im nächsten Junge-Mode-Shop werde ich fündig, meine Begleitung hat ein neues Shirt, die Plastiktüte lehne ich ab, Reklamelaufen mag ich nur gegen Gage. Ohne weitere Verzögerung lassen wir uns bis an den Schnittpunkt der Ladenstraßen schieben, rechts lockt eine Sportarena. Ich will weder joggen noch hanteln, aber auf einmal stehe ich mittendrin. Dickes Gedränge am Internet-Café, ein Computer verrät mir, welche Sportschuhe mittlerer Preislage in meiner Größe im Sortiment sind. Die Bedienung des elektronischen Mitarbeiters hat mir freundlicherweise ein Grundschüler abgenommen. Meine Größe war vielfach vorhanden, das Geldscheinbündelchen blieb unangetastet.

Wieder raus, nächste Stärkung an der Capuccino-Bar, Espresso con grappa, beides top und erschwinglich. Wir pilgern weiter, an Geschäften vorbei, die es überall gibt, an Geschäften vorbei, die es nicht überall gibt. So stilvoll allerdings wie im CentrO. präsentieren sich fast alle kaum anderswo. Ladenausstatter, und das können nicht die billigsten gewesen sein, müssen sich auf dem ehemaligen Thyssenareal goldene Nasen verdient haben. Zielstrebig steuern wir die Galeria Kaufhof an. Jesses, das Outfit ist allererste Sahne, Weltstadtniveau, zwischen Schicki-Micki und höchstem Anspruch balancierend.

Für den Hobbykoch mit dem Dornröschenkorb in der Armbeuge ist die Haushaltswarenabteilung ein Mekka. Ich hätte schon genug Töpfe und Pfannen, reißt mich die begleitende Realität aus den Träumen, außerdem ist das Geld-

Von der STOAG-Haltestelle Neue Mitte sind es nur ein paar Meter bis zum Einkaufsparadies

scheinbündelchen eh zu schmal. Dafür bekommt der Korb endlich was zu fassen. Handcreme und Handmaske für Gliedmaßen, die noch von Hand spülen. Die 501er will auch hier nicht passen, in der virtuellen Ankleidekabine labe ich mich an den Dessous, die der Computer dem Kleiderständer unter dem leicht erröteten Antlitz meiner Begleitung angezogen hat. Leider legt er viel zu schnell die zum Farbtyp passende Oberbekleidung an, das zweite Shirt, ein Rock, keine Reizwäsche.

Nächste Rast, bei Perry Horsthemke im Café, Designer-Ausstattung, bester Espresso, kein Grappa, kein Cognac, beides leider nicht da. Das Stück Torte ist klasse und reicht für eineinhalb. Ein zweiter Espresso bei herrlichem Blick über die Brüstung in die Coca Cola-Oase. Herrlich wegen des bunten Bildes und der Gewißheit, nicht Bestandteil dieses Gedränges zu sein. Letzteres ändert sich schlagartig, die Begleitung hat Hunger. Nein, keinen Pfannkuchen, keine Suppe, kein Hamburger, kein Grillbraten, keine Pizza, kein Gyros, kein Döner – wenn schon fast food, dann asiatisch. Das Essen ist heiß, der Preis auch, Fleischandeutungen sind im Berg von Reis und Gemüse versteckt, Stehplatz mit Plastikbesteck.

Die Runde in der Oase der Lautstärken dauert länger als die erste Etappe durch die Einkaufsmeile, aber wir kommen wieder auf die Ladenstraße, weil Zigtausende hinter uns das auch wollen. Der indianische Laden ist nichts für mich, meinen Skalp möchte ich behalten, Winnetous Silberbüchse und Old Shatterhands Henrystutzen sind leider nicht im Angebot, für Mokassins sind meine Füße nicht geschaffen.

Nach der dritten 501, die sich meinen Maßen verschließt, hake ich den Jeanskauf ab. Textiles für meine Uraltersklasse suche ich vergebens, als Bestandteil der Kundschaft der Oldies habe ich zwischen den Youngster-Shirts und Teeny-Shops wenig verloren, leider auch wenig gewonnen. Anru-

fen würde ich gern, weil Shopping im CentrO. länger dauert, Fernsprecher, ohnehin Mangelware, sind von Kids umlagert, denen die Telefonkarte offenkundig in die Wiege gelegt wurde. Hier die Freundin aus Neuss, da der neue Lover aus Meschede, auch holländisch hat im Liebesgeflüster einen hohen Stellenwert, eine banale Terminverspätung hat da keine Chance.

Also wieder rein ins Gedränge. Jeans 501, die vierte, wider Willen. Hier müßte sich was machen lassen, die Klamotten hängen verdammt hoch, bis unters Dach. Keine Spur, zuzuschlagen, alles unter 20 kauft, was unterm Dach hängt, konservativ, ein satirisches Werk über Wirtsleute haben beide nicht. Dann eben CD, da höre ich doch sozusagen die Stimme meines Herrn. Verblüffend die Auswahl jenseits von Heavy Metal. Hannes Wader als geballte CD-Kollektion, Liedermacher beinahe ohne Ende, Maria Farantouri und Mikis Theodorakis, das Geburtstagskonzert des großen, leider politisch mutierten Griechen. So nebenbei bleibt Dvoraks Cellokonzert hängen, die Klassikabteilung ist nicht hitverdächtig, für den entwöhnten Oberhausener Kunden aber nachgerade phänomenal. Die Preise sind wie die Auswahl: groß.

Nach dem Shopping-Bummel lockt die Promenade mit vielen irdischen Genüssen

Verkäuferinnen und Verkäufer als Hobbyangler. Ich beginne zu schwitzen, brauche was für die Armhöhlen. Zurück zur Galeria, die Duft-Marke ist da, ab in Richtung 00, pfft, pfft, ich rieche wieder wie immer, das Getümmel verschlingt mich erneut. Würde Schnee liegen auf der Ladenstraße, wir wären olympiareif im Parallel-Slalom.

Ich brauche noch ein Geburtstagsgeschenk für einen Bekannten. Buch ist immer gut, der eine Laden ist mir zu modisch, der andere zu

Irgendwas fehlt ja immer, Champagner getrunken, Wein getrunken, Bier getrunken, Grappa inzwischen auch, und immer mal wieder Espresso. Vorsorglich Aspirin plus C mitnehmen, gleich zwei Apotheken buhlen um das leidende Volk. Rasierklingen, die, die so scharf sind, daß sie hinter Gitter müssen, finden wir beim Drogerie-Filialisten. Nein, eine Küche brauchen wir nun wirklich nicht, auch wenn das Verkaufsgeschäft des Versandhauskonzerns durchaus Gutes zu durchaus löblichem Kurs feilbietet. Auch eine Reise müssen wir nicht buchen, wenngleich sich zwei Büros darum mühen, wir fahren lieber drauflos.

Wir laufen lieber drauflos, werden in den nächsten Shop für unter 40 geschoben. Die Verkäuferinnen müssen sich abgesprochen haben. Wieder begegnet mir der zwar freundliche, aber endlos mitleidsvolle Blick nach dem Motto „Mode für mollige Oldies führen wir nicht". Entnervt suche ich etwas für meine Kragenweite und sehe endlich ein Fachgeschäft für meine Lieblingstreter, die etwas mit einer Figur aus Goethes „Faust" zu tun haben. Fehlanzeige, das Angebot bei meinem Stammhändler in der Innenstadt erscheint mir größer, meiner Begleitung ist der robust-elegante Wanderschuh schlicht und einfach zu teuer: „Dafür bekomme ich anderswo vier Paar."

Also latschen wir mit ausgelatschten Galoschen wieder über die noblen Stein-, Granit- oder Marmorfliesen. Jedes Rinnsal, das sich durchs an vielen Stellen durchlässige Glasdach auf den Boden ergießt, macht die Wanderschaft zum Erlebnis á la Spiel ohne Grenzen, einschließlich Schmierseifenabenteuer. Vor dem mit Waffen dekorierten Schaufenster verharre ich einen Augenblick zu lang. Ein Ellbogenstoß in die Rippen zwingt mich zum Nachdenken: ‚Soll ich mich bewaffnen oder folge ich der Friedensfürstin?' Letzteres ist wohl die bessere Wahl, zumal sie mich wieder an die Capuccino-Bar schleppt. Aspirin sind ja schon da, also noch ein Grappa zum Espresso, die STOAG fährt.

Erstaunlich, wie problemlos die Klimaanlage die Menschenmassen versorgt, allerdings gehören wir auch nur zu einer handverlesenen Pseudo-Elite, die sich müht, die Luft in der Mall mit französischem Tabakqualm zu verpesten. So langsam geht's wieder Richtung Ausgang, Richtung Haltestelle Neue Mitte. Quasi im Vorübergeh'n wandert ein weiteres Shirt der Damengröße in den Rotkäppchenkorb in meiner Armbeuge, die behutsam zu schmerzen beginnt, obwohl ich für mich nicht einen Fummel gefunden habe. Mein endloses Verständnis für den ausgedehnten Einkaufsbummel durchs CentrO. wird mit Nachsicht belohnt. Die Trattoria hatte mir doch so gut gefallen. Auch ohne erneuten Verzehr fester Nahrung ist der Grappa Spitzenreiter der Neuen Mitte.

Am Ausgang dann schlägt meine Stunde, da trotze ich dem Drängen hinter mir, das mich ohne Verzug in Bus oder Bahn schieben will, schlage einen rechten Haken und lande auf der Promenade, Rotkäppchenkorb in der linken Armbeuge, umweltfreundliche Tragetaschen an der linken, Begleitung an der rechten Hand. Der erste Eindruck, wieder nur was für Kids, im „Louisiana" hätte man mir wahrscheinlich einen schönen Lebensabend gewünscht. Direkt daneben der „Apotheker", ich glaub' es nicht. Fast so etwas wie eine Stammkneipe, klein, gemütlich, rappelvoll, KöPi auf wiederholte Anfrage, da bin ich doch wie zuhause! Zumal sie auch die Elsässer Birne haben, die ich so schätze. Die aber wird mir nicht gestattet, der Waffenladen ist leider schon meilenweit entfernt.

Sollen wir noch ins Planet Hollywood? Auf die mehr oder minder unausgesprochene Frage ernte ich ein leises Kopfschütteln. Sie stehe nicht auf Arnold Schwarzenegger, lautet der Bescheid. Einerseits bin ich froh darüber, andererseits ist der doch gar nicht da. Kann ich verstehen, für Arnie gibt's hier nicht allzuviel zu kaufen. Schließlich ist der noch älter als ich. Mit dieser Gewißheit fahre ich mit der STOAG heim wie ein Terminator, dem die alte Jeans nicht mehr paßt. Und der jetzt auch keine neue mehr kaufen wird. Ladenschluß. Auf ein Neues, irgendwann, ganz gewiß.

Schnell eine kleine Stärkung in der Coca-Cola-Oase, dann geht's weiter hinein in den Trubel

EIN HAUS WIRD ZUM PROGRAMM

Die Internationalen Kurzfilmtage auf dem Weg zu einer neuen Identität

THOMAS MACHOCZEK

Irgendwo im Treppenhaus klafft eine Lücke im Putz der Wand. Altersschwach lugt hier aus dem umgebenden Weiß ein Muster hervor, die Farben blaß wie durch einen Filter. Pfusch am Bau? Angela Haardt winkt ab. Das Loch ist mit Absicht hier, um den Blick auf die ursprüngliche Wanddekoration freizugeben: eine charmante Verbeugung der Neugestalter vor dem baulichen Erbe.

Seit rund einem Jahr haben die Internationalen Kurzfilmtage wieder ihren Sitz in der ehemaligen Industriellen-Villa an der zum Rathaus gerichteten Ecke des Königshütter Parks, und jeder Zoll des alten, nunmehr renovierten Hauses scheint es der Festivalleiterin angetan zu haben: die wohlproportionierte Architektur, die erhaltenen Reste der ursprünglichen Substanz und ganz besonders das moderne Dach. „Das Dach", sagt Angela Haardt, „hat eine Bedeutung": Einerseits kann sein Halbrund als liegende Tonne gesehen werden, die damit eine Beziehung zu Oberhausens deutlich sichtbarem Markenzeichen herstellt, dem Gasometer. Darüberhinaus steht die lichte Stahlkonstruktion des Daches in deutlich sichtbarem Gegensatz zur eher massiv wirkenden Architektur des übrigen Hauses. Wittern Kritiker hier einen unverzeihlichen Stilbruch, so entdeckt Angela Haardt darin einen spannenden Kontrast, ein Miteinander von alt und neu. Und dieser Kontrast finde sich nicht nur im Gesamtbild der sich wandelnden Industriestadt wieder, er lasse sich im besonderen auch auf die Situation der Internationalen Kurzfilmtage übertragen.

Einerseits steht das Filmfest, das einst bescheiden als Fachtagung der Volkshochschulen begann, auf den Pfeilern einer mittlerweile über vierzigjährigen Geschichte. Gleichzeitig aber hat es auch mit einem Strukturwandel fertig zu werden. Längst schon ist der Kurzfilm aus den Vorprogrammen der Kinos verschwunden, nun droht sogar die altgediente Filmrolle dem Ansturm der Videotechnik zu unterliegen. Mehr noch: Die Digitalisierung schickt sich an, im Medienbereich bis hin zu den Einflußmöglichkeiten nichts beim alten zu belassen. Sogar die Ausdrucksformen haben sich gewandelt. Mit dem Ostblock verschwand die größte Quelle der Dokumentarfilme. Animation und kurze Spielfilme haben unter den Einsendungen zum Wettbewerbsprogramm einen größeren Anteil gewonnen. „Und der Experimentalfilm ist auch nicht mehr der klassische Experimentalfilm von früher, sondern eine Mischung aus alledem." Ein Festival, das sich stets auch als Spiegel und Versuchsfeld verstand, muß dem in irgendeiner Form Rechnung tragen.

Wie dies aussehen kann, ist für Angela Haardt klar. „Seit den achtziger Jahren herrscht bei uns eine reine Ereigniskultur. Wir müssen wieder in einen Diskurs kommen." Daß ein solcher Diskurs möglich ist, zeige sich bereits in Paris, wo derzeit wieder Philosophen, Künstler und andere Intellektuelle in Cafés gehen, um zu diskutieren und mit den Menschen über die Probleme der Zeit zu reden. „Warum sollte das nicht auch bei uns gehen?"

Freilich denkt sie übertragen auf Oberhausen in anderen Formen. Konkret: Kulturvereine sollen sich künftig in einer lockeren Reihe unter dem Dach der Kurzfilmtage präsentieren und ihre Arbeit zur Diskussion stellen. Ähnliches soll für größere Institute aus der Umgebung gelten, die im Mediensektor tätig sind. Angela Haardt: „Die Leute wissen in der Regel, daß es ein

Adolf-Grimme-Institut gibt. Aber kaum einer weiß, was die überhaupt dort machen." Von den Universitäten will sie Experten zu Gesprächskreisen einladen, und so auch die Auseinandersetzung zwischen Fachwelt und breiter Öffentlichkeit fördern. Was wird sich durchsetzen: Fernseher oder Computer? Wer werden die neuen Anbieter sein? Wer bestimmt, was gesendet wird? Auf diese Fragen sollen auch in der Villa Antworten gesucht werden, wünscht sich Angela Haardt.

„Rotes Festival"

Was nach weitreichenden Plänen klingt, kann sich zumindest auf historische Bezüge stützen, denn

Festivalleiterin Angela Haardt: „Wir müssen wieder in einen Diskurs kommen."

Stoff für Diskussionen lieferten die Kurzfilmtage in ihrer Vergangenheit selbst zuhauf. 1968 zum Beispiel. Als der kubanische Dokumentarfilm „LBJ" im Eröffnungsprogramm der Kurzfilmtage gezeigt wurde, sahen die Vereinigten Staaten eine Provokation und zogen ihre Wettbewerbs-Beiträge kurzerhand zurück. Ein Jahr später nur waren es deutsche Filmemacher, die unter Protest ihre Filme aus dem Programm nahmen. Der Ältestenausschuß der Stadt hatte auf Drängen der Staatsanwaltschaft beschlossen, den Film „Besonders wertvoll" von Helmut Costard, der mit pornografischen Mitteln arbeitete, vom Veranstaltungsplan abzusetzen. Gezeigt wurde er nach viel Gedonner, das sogar im „Spiegel" widerhallte, schließlich doch. Das Festival aber hatte seinen Ruf als „rotes Festival" gefestigt. Sogar Luise Albertz, die vielverehrte Oberbürgermeisterin, soll damals entsetzt gefragt haben: „Was haben sie nur aus unserem Festival gemacht?" Weitere Kurzfilmtage – die fünfzehnten – erschienen ihr vor dem Hintergrund dieser Geschehnisse höchst zweifelhaft.

Vorbei. Die Einquartierung in die repräsentativen Räumlichkeiten weisen den Kurzfilmtagen äußerlich den Rang eines Aushängeschildes zu. Was die Verbindung mit der breiten Öffentlichkeit angeht, sieht Angela Haardt darin allerdings auch einen Auftrag. Neben Architektur und ausreichendem Platz gibt es nämlich einen weiteren Aspekt, den die Festivalleiterin gerade an der Meuthen-Villa schätzt: die Historie. Das 1897 von der Concordia Bergbau-Gesellschaft errichtete Gebäude war Wohnsitz der Direktoren. Ihren geläufigen Namen erhielt die Villa durch Erich Meuthen, Bergwerksdirektor und Vorstandsvorsitzender der Concordia, der als letzter privater Bewohner in dem stattlichen Bau zuhause war. 1952 kaufte die Stadt das Haus und brachte bald die Bücherei darin unter. Besonders dieser Umstand läßt die Festivalleiterin Anknüpfungspunkte erkennen, die Ort und ein verändertes Selbstverständnis der Kurzfilmtage miteinander verbinden. „Mir haben jetzt schon häufiger Leute erzählt, daß sie dort, wo ich jetzt sitze, früher auch schon gehockt und in irgendwelchen Kinderbüchern gestöbert haben", sagt Angela Haardt. In ihrem heutigen Büro waren vor einigen Jahrzehnten Peter Pan und Moby Dick zuhause – die Jugendbücherei der Oberhausener Stadtbibliothek.

Umso besser, denn dadurch stehe man nicht nur in der Pflicht, das beste aus dem Erbe zu machen; die Meuthen-Villa sei so den meisten Oberhausenern ein Begriff. Und dies hilft möglicherweise dabei, die Schwellenangst bei künftigen Veranstaltungen zu senken. Denn daß die Kurzfilmtage bei vielen Oberhausenern als elitär gelten, daran zweifelt auch die jetzige Hausherrin nicht. Das Problem liegt darin, wie sie vermutet, daß das Festival – wenn überhaupt – nur einmal im Jahr in Zeitungen und Fernsehen auftaucht, während der eigentlichen Festivalszeit nämlich. Zwischen Oberhausen und dem Rest der Welt gebe es da eigentlich keinen großen Unterscheid. Und dies sei deutlich zuwenig. Hinzu komme, daß seit der Schließung des Stadtkinos vor rund zehn Jahren eine wichtige Verbindung zum Publikum gekappt worden sei.

Video-Spezialprogramme

Um in Zeiten, die zudem von einem medialen Überangebot geprägt sind, an Boden zu gewinnen, gilt Angela Haardts weiterer Augenmerk deshalb einer stärkeren Presse- und Öffentlichkeitsar-

beit. Dazu gehört unter anderem, daß Veranstaltungen angeboten werden, die bekanntermaßen mit breitem Interesse rechnen können. Die gute Resonanz, die die Video-Spezialprogramme während der vergangenen Festivaltage fanden, mögen da richtungsweisend gewesen sein. Mit dem Kinohit „Ein Fisch namens Wanda" – gezeigt im Original – wurde bereits versucht, eine neue Filmreihe außerhalb der Festspieltage ins Rollen zu bringen, stilsicher gefolgt von einem Rückblick auf die kleinen Kurzfilm-Anfänge großer Regisseure wie Truffaut, Polanski, Scorsese und Werner Herzog. Auch im vielgepriesenen Internet hat das Festival bereits eine virtuelle Adresse gefunden. Nicht weniger als 85000 Netz-Nutzer klopften dort im vergangenen Jahr mittels Knopfdruck an, ein kleiner Erfolg. Schließlich ist eine breitenwirksame Darstellung auch schwieriger Vorhaben gefragt. Sprich: In den Ideen, die derzeit bereits bis 1999 feststehen, ist unter anderem eine Auseinandersetzung mit erkenntnistheoretischen Fragen der Philosophie vorgesehen. „Und wenn es dann etwa um ‚Nonlinearität' geht, dann schreiben wir das so sicherlich nicht auf das Plakat", so Angela Haardt. Trotz aller werbewirksamen Anstrengungen in diesem Bereich ist allerdings auch der erneuerungsfreudigen Festivalleiterin klar: „Das Festival wird wohl nie etwas werden wie die Kirmes in Sterkrade."

Geht es nach der Ansicht, die Landesvater Johannes Rau geäußert hat, so könnte man möglicherweise sogar mit einigem Selbstbewußtsein an Trends und Moden vorbeisteuern. „Wenn der Staat seinen Blick auf die gefällige, auf die untertänige Kunst richtet, und wenn ihr sein Wohlwollen gilt, dann ist Gefahr im Verzug", sagte dieser. Seine Forderung daher: Kultur müsse gefördert werden, ohne daß eine Institution bewertet, was förderungswürdig sei und was nicht.

Unter dem neuen halbrunden Dach der restaurierten Villa: der Besprechungsraum und die Bibliothek der Kurzfilmtage.

Filmbearbeitungen und -vorführungen sind im Hause ebenfalls möglich.

Ein hehrer Wunsch – und vor allem: Geäußerst wurde er 1984, als die Internationalen Kurzfilmtage gerade ihren dreißigsten Geburtstag feierten. Heute, da nahezu alle kulturellen Einrichtungen von Mittelkürzungen betroffen sind, wür-

de Johannes Rau die fromme Forderung möglicherweise nicht einmal mehr als Wunsch an die Öffentlichkeit tragen.

Ehrenamtliche Arbeit

Für die Kurzfilmtage ist deshalb die Förderung der dritte Punkt, an dem Angela Haardt hofft, künftig Besserung erreichen zu können. Von der Stadt ist in dieser Hinsicht freilich wenig zu erwarten, das ist altbekannt. In seiner Antwort auf den Geburtstagsgruß des Ministerpräsidenten hatte nämlich Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond ebenfalls schon 1984 formuliert: „Ich möchte auch ganz offen sagen, daß sich die Stadt Oberhausen manchmal etwas im Stich gelassen fühlte, wenn es um die Finanzierung dieses Festivals ging, wenn die mit seinem gewonnenen Ansehen und gewachsenen Aufgaben gestiegenen finanziellen Belastungen unsere Möglichkeiten zu übersteigen drohten." Konkret: Von den Gesamtkosten, die damals bei 845 000 Mark lagen, brachte die Stadt zwei Drittel auf. Während draußen die Flaggen von mehr als dreißig Ländern wehten, wurden in der Stadthalle Zukunftsängste um das kleine Prestigeprojekt Kurzfilmtage laut. Mittlerweile ist der Etat des Festivals auf rund 1,8 Millionen Mark im Jahr gestiegen, eine Million davon trägt die Stadt. Doch um wichtige Regisseure und Gesprächspartner einladen zu können, reicht dieses Budget nicht aus; ein großer Teil der Arbeit wird unverändert ehrenamtlich geleistet.

Eine Chance sieht Angela Haardt nun in dem Schlagwort „Regionalisierung".

Die Kurzfilmtage-Villa an der Grillostraße

Auch das Landesministerium für Stadtentwicklung hat dafür einen Topf bereitgestellt, von dem man ein paar Tropfen für die Kurzfilmtage hofft abzweigen zu können. „Wir sind geradezu prädestiniert", schwärmt Angela Haardt. „Wir haben das Know-how und jetzt auch die Räume." Einer Etablierung als Film- und Medienzentrum stehe also im Prinzip nichts im Wege. Schließlich werde im Haus über die eigentliche Wettbewerbsvorbereitung hinaus schon seit Jahren ein Archiv geführt, das seine Bestände in die ganze Welt verleiht und dessen Mitarbeiter um sachkundigen Rat gebeten werden – ein Pfund, mit dem sich trefflich wuchern läßt.

Die Frage „Lohnt sich noch ein Kurzfilm-Festival?" ist so alt wie die Veranstaltung selbst; sogar ihr Gründer Hilmar Hoffmann bekam sie schon von seiten der Presse gestellt. Angela Haardt scheint die Frage für sich entschieden zu haben. Der trägen Bürokratie, die manchmal ihre Arbeit lähme, sieht sie eine Schar engagierter freier Mitarbeiter gegenüber – das macht ihr Mut, die Zukunftsaufgaben bewältigen zu können. Und was die Finanzen angeht, so scheint das Läuten der Grabesglocken bislang dem Festival nicht geschadet zu haben. Noch einmal Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond im März 1984 zum Thema städtisches Sponsoring: „Wie lange uns das allerdings noch so möglich ist, meine Damen und Herren, – ich weiß es nicht."

Bis heute war das scheinbar Unmögliche stets aufs neue möglich geworden. Irgendwie.

»GRÜNE DAMEN« PRAKTIZIEREN NÄCHSTEN-LIEBE

Ehrenamtliche Helfer sind im Krankenhaus-Alltag unverzichtbar

KLAUS MÜLLER

In der Luft liegt der jedem Hospital so typische, antiseptische Geruch. Das Treiben auf den schier endlos langen und ineinander verschachtelten Gängen von St. Elisabeth in Styrum ist an diesem Montagvormittag beachtlich, wenngleich längst nicht so hektisch, wie es die unendlich vielen Krankenhaus-Serien im Fernsehen vorspielen. Überall sind sie unterwegs: Chefärzte und jene, die es noch werden wollen; Doktoren und junge Menschen, die die Wissenschaft der Medizin noch studieren; Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger, die Betten verschieben, Akten sortieren, Pillen verteilen und Vasen für Blumensträuße organisieren. Sie alle tragen blütenweiße Kittel, bei denen irgendwelche Megaperlen oder andere futuristische Mittel mit der einfach riesigen Waschkraft ganze Arbeit geleistet haben.

Doch halt: „Ganz in weiß" geht's hier dennoch nicht zu. Bei der einen oder anderen Maschine muß irgendwas abgefärbt haben. Denn vereinzelt sieht man sie in Patientenzimmern verschwinden, Frauen, die weder mit Krankenakten noch mit Medikamenten herumhantieren und einen hellgrünen Kittel tragen. Bei näherem Hinsehen erkennt man einen Aufdruck: „Katholische Krankenhaus-Hilfe". Aus fast 180 Krankenhäusern und Kliniken in der ganzen Bundesrepublik sind sie nicht mehr wegzudenken, die circa 5000 ob ihrer Dienstkleidung gerne „Grüne Damen" genannten Helferinnen, die sich einmal wöchentlich ehrenamtlich um das Wohlergehen der Patientinnen und Patienten kümmern.

Die Wiege der Krankenhaus-Hilfe stand – man höre und staune, selbst auf diesem Gebiet hat uns die „Neue Welt" etwas vorgemacht – in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die ersten Einsätze der – klar, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ging's schon immer greller zu – sogenannten „Pink Ladies", also der „Rosa Damen", datieren aus den 60er Jahren. Ein knappes Jahrzehnt danach organisierte sich in Deutschland die Evangelische Krankenhaus-Hilfe, die den ökumenischen Schwestern und Brüdern auf katholischer Seite zum Vorbild wurde. 1986 schlug dann die Geburtsstunde der dem Caritas-Verband angehörenden „Katholischen Krankenhaus-Hilfe". Im Oberhausener Stadtgebiet gibt es mittlerweile an allen Hospitälern – ganz egal welcher Konfession – entsprechende Einrichtungen mit engagierten Menschen, die in ihrer Freizeit dieser sinnvollen ehrenamtlichen Tätigkeit nachzugehen pflegen.

„Sagen Sie mal: Aus welchem Grund haben Sie sich denn entschieden, Ihre Story über ‚Grüne Damen' gerade an unserem Beispiel vorzustellen?" Drei sympathische Grün-Kittel sitzen mir an diesem Montagmorgen in der schmucken Cafeteria gegenüber. Eine sehr gute Frage, gestellt von Annemarie Breil, seit dem 23. Juni 1986 aktiv und daher Mit-Initiatorin des Styrumer Projektes. „Nun, zum einen gehörte das St. Elisabeth-Krankenhaus schließlich zu den Pionieren der Katholischen Krankenhaus-Hilfe, was Mitte '96 zum zehnjährigen Jubiläum führte", sage ich, und füge schmunzelnd hinzu: „Außerdem habe ich zu diesem Krankenhaus eine ganz besondere Beziehung. Ich kann mich zwar nicht mehr ganz genau daran erinnern, aber vor gut 35 Jahren bin ich hier zur Welt gekommen!"

Das Argument sticht. Ordensschwester Cordula, Einsatzleiterin und gute Seele der an der Josefstraße tätigen „Grünen Damen",

meint spontan: „Fragen Sie mal Ihre Mutter. Das war bestimmt in Zimmer 28!". Es war Zimmer 28. – Jetzt darf ich mal was fragen. „Sagen Sie mal: Wie kam es, Frau Breil, denn vor zehn Jahren dazu, daß Sie sich für dieses Ehrenamt gemeldet haben?" Ich war ziemlich sicher, nicht so eine schlagfertige Antwort

Ein freundliches Wort von den „Grünen Damen" des Styrumer St. Elisabeth-Krankenhauses kommt bei den Patienten immer gut an

zu bekommen, wie ich sie gerade gegeben hatte. Aber weit gefehlt! „Erst hat mich der ärztliche Direktor, Dr. Erich Hufnagel, bei einem Empfang auf dieses Thema angesprochen. Und dann lag ich kurze Zeit später beim Chefarzt der chirurgischen Abteilung, Dr. Hans-Wilhelm Schlösser, in Teilnarkose selbst auf dem OP - und er bat mich, doch endlich ‚Ja!' zu sagen", erzählt Annemarie Breil. „Das dürfen Sie jetzt nicht schreiben, aber ich hab' gedacht: ‚Wer weiß, was der jetzt mit Dir macht, wenn Du nein sagst' – und willigte ein!"

Doch, liebe Frau Breil, das darf man schreiben. Zum einen, weil Dr. Schlösser Spaß versteht – und zum anderen, weil gerade die Bewältigung so natürlicher Ängste von Patienten vor Operationen doch zum Hauptaufgabengebiet der „Grünen Damen" zählt. Wieviele Menschen sind tagtäglich mit dieser Situation konfrontiert? Der eigenen Familie gegenüber muß der Betroffene innere Stärke und Zuversicht signalisieren, um die Angehörigen nicht noch zusätzlich mit den eigenen Sorgen zu belasten. Alleinstehend, fehlt allzu häufig einfach ein Gesprächspartner, der Zeit zum Zuhören hat. Bei der zunehmenden Kommerzialisierung des Betriebs namens „Krankenhaus" haben die Pflegerinnen und Pfleger diese Zeit nicht mehr. Und von einst am St. Elisabeth-Krankenhaus ihrer Berufung nachgehenden 72 Ordensschwestern sind heute noch gerade sechs übriggeblieben.

Oft sind es eigene persönliche Schicksalsschläge, die Menschen auf die Idee bringen, sich ehrenamtlich zu engagieren. So wie bei Sylvia Benthien, ebenfalls schon seit zehn Jahren dabei und Sprecherin der Styrumer „Grünen Damen". Nachdem ihr Mann frühzeitig verstorben war, sah sie ihre Hauptaufgabe in der Pflege der Mutter. Doch nach deren Tod und dem studiumbedingten Auszug der Tochter war plötzlich die Wohnung leer. „Ich war häufig sehr allein und freute mich richtig, als mich Frau Breil ansprach. Hier hatte ich nicht nur die Gelegenheit, unter Menschen zu kommen, sondern konnte ihnen sogar helfen."

So großartig auf der einen Seite das Engagement der heute vierzehn „Grünen Damen" und mittlerweile zwei „Grünen Herren" auch ist – immerhin erfolgten in den letzten zehn Jahren fast 4000 Einsätze mit weit mehr als 15000 Arbeitsstunden, die auf dem freien Dienstleistungs-Markt mit Kosten von weit über einer Million Mark zu Buche geschlagen hätten; Elvira Walter, seit neun Jahren dabei, läßt auf der anderen Seite keinen Zweifel daran: „Wir lernen auch sehr viel von den Patienten, die wir betreuen. Das Erzählte gibt mir ganz persönlich beispielsweise oft den Mut, die eigenen Probleme hintenanzustellen, zu der Erkenntnis zu gelangen: Was geht's Dir, verglichen mit anderen Menschen, doch eigentlich gut!"

Natürlich gibt es auch Erlebnisse, die zunächst einmal verarbeitet sein wollen. „Für mich kann überhaupt niemand mehr etwas tun!", erinnert sich Elvira Walter an das Schicksal einer 28jährigen Polin, Mutter eines achtjährigen Jungen. Gut gelaunt und mit Optimismus im Blick hatte sie das Zimmer der

Patientin betreten und – wie immer – höflich angefragt, ob es irgendetwas gebe, das sie erledigen könne. „Und nach der für mich erschütternden Antwort hat sie mir ihre Wunden gezeigt, von der Knochenkrebs-Diagnose erzählt – und ich war, mit den Tränen kämpfend, einfach nur noch sprachlos!" In solchen Fällen können auch die „Grünen Damen" nicht zur Tagesordnung übergehen, suchen selbst das Gespräch mit einer Seelsorgerin, halten in der krankenhaus-eigenen Kapelle inne oder beenden den durchschnittlich einmal wöchentlichen, vierstündigen Einsatz auch schon mal vorzeitig, um innerlich zur Ruhe zu kommen.

Die Fähigkeit, Abstand von dem im Krankenhaus-Alltag Erlebten nehmen zu können, ist ohne Zweifel eine der wichtigsten Eigenschaften, die eine „Grüne Dame" oder ein „Grüner Herr" mitbringen muß. Schließlich gibt es keine speziellen auf den Dienst am Menschen vorbereitenden Schulungen. „Entscheidend ist, die eigene Person in den Hintergrund zu stellen und zuhören zu können", weiß Schwester Cordula. Die Patienten würden sich oftmals überrascht dafür bedanken, daß jemand das für sie geopfert habe, was in der heutigen schnellebigen Gesellschaft niemand mehr zu investieren bereit sei: Zeit! Nicht von Nachteil ist es darüber hinaus, bei der Übernahme dieses Ehrenamtes eine gewisse Lebenserfahrung zu besitzen. „Aus dem, was man selbst erlebt hat, gewinnt man die Fähigkeit, sich in die Situationen anderer Menschen hineinzudenken", weiß Sylvia Benthien.

Engere Kontakte, die über das persönliche Gespräch hinausgehen, ergeben sich so gut wie keine. „Wir sind da, wenn der Patient uns braucht, aber man darf sich mit einer Person nicht zu sehr identifizieren oder sich zu eng daran klammern", so Benthien. Leichter gesagt als getan: „Eine beinamputierte Frau, die ich hier kennengelernt habe, lebt heute in einem Altenheim. Wir haben uns so aneinander gewöhnt, daß ich sie auch heute noch regelmäßig besuche", verrät Elvira Walter. Die Palette der Tätigkeiten, die die „Grünen Damen" verrichten, reicht von der Erledigung dringender Behördengänge über das Begleiten zu Röntgen-Untersuchungen außer Haus bis hin zur Abwicklung finanztechnischer Aktionen. Nicht selten schreiten die Damen und Herren in den grünen Kitteln auch schon mal als „Schlichter" zwischen dem Pflegepersonal und den Patienten ein - wenn's irgendeinem mal wieder nicht schnell genug ging. Wünscht ein Alleinstehender, daß irgendwelche Dinge in der eigenen Wohnung verrichtet oder von dort Gegenstände geholt werden, machen sich grundsätzlich zwei ehrenamtliche Kräfte auf den Weg. Mit eine der schwersten Aufgaben ist es freilich, an Krebs Erkrankte zur Strahlen-Therapie – beispielsweise im Essener Klinikum – zu begleiten. „Angst", so Elvira Walter, „die Angst kann man diesen Menschen nicht nehmen. Aber vielleicht hilft es ihnen, wenn wir sie ein wenig ablenken ..."

Tüüt-tüüt! Der Piepser von Sylvia Benthien lenkt auch uns ab. Auf der Station St. Elisabeth könnte die 76jährige Alma Richter mal ein wenig Bewegung vertragen. Die Pflegerinnen und Pfleger haben aber derzeit alle Hände voll zu tun. Die Arzt-Visiten, eine Neuaufnahme, die Vorbereitungen für den Mittagstisch – kurzerhand werden die „Grünen Damen" angefunkt und um Hilfe gebeten. „Na, da sind Sie ja", werden Sylvia Benthien und Elvira Walter freudig von der noch recht rüstigen Seniorin in Zimmer 223 begrüßt. Und dann genießt sie förmlich das Blitzlicht-Gewitter des Fotografen beim Auf- und Abgehen auf dem Flur, nicht ohne vorher allerdings noch einen kritischen Blick in den Spiegel zwecks optimalem Sitz der Frisur geworfen zu haben. „Man kann sich mit den Damen so prima unterhalten", schwärmt Alma Richter in den höchsten Tönen. Will man sein Herz mal so richtig ausschütten, ohne daß die Zimmergenossen alles mitkriegen, begleiten einen die „Grünen Damen" bei schönem Wetter auch in den Park, oder man trifft sich in der Cafeteria.

Ordensschwester Cordula koordiniert im St. Elisabeth-Krankenhaus dem Einsatz der „Grünen Damen".

Auf der Station St. Theresia wartet in Zimmer 149 schon Katharina Friehe auf Elvira Walter. „Das war für mich eine ganz neue Erfahrung, als ich 1986 hier im Krankenhaus war, nach Essen zur Untersuchung mußte und eine der Damen mich begleitet hat", erin-

nert sich die Patientin noch sehr gut an die Anfänge. „Das ehrenamtliche Engagement der Frauen und Männer verdient wirklich alle Achtung", meint sie – und ist mit ihrer aufmerksamen Zuhörerin schon wieder mit Geschichten und Geschichtchen rund um ihre Heimatstadt Hildesheim beschäftigt. „Wie praktisch", erzählt Elvira Walter, „einige meiner Vorfahren stammten aus Hildesheim. Da hatten wir gleich ausreichend Gesprächsstoff."

Dr. Hans-Wilhelm Schlösser (l.) und Dr. Erich Hufnagel „überredeten" vor 10 Jahren Annemarie Breil, als „Grüne Dame" aktiv zu werden.

In erster Linie sind es ältere Menschen, die die Unterhaltung mit den Trägerinnen und Trägern der grünen Kittel suchen. Die entwickeln mit der Zeit fast automatisch ein Gespür dafür, ob ein Kontakt mit ihnen erwünscht ist oder nicht. „Wenn man mal mit jungen Leuten eine Unterhaltung führt, dann meistens auf der chirurgischen Abteilung", berichtet Sylvia Benthien. Unfall-Patienten erzählen von ihrem Pech, das sie gehabt haben; denken laut über die Frage „Warum traf es gerade mich?" nach; und erfahren oft etwas über den Spruch vom „Glück im Unglück". „Wenn ich es mit solchen Fällen zu tun habe, dann sehe ich häufig meine eigene 29jährige Tochter vor mir stehen, die heute selbst Ärztin im Aachener Klinikum ist", ergänzt sie.

Apropos Nachwuchs: Auch wenn sich zur Urlaubszeit personelle Engpässe schon mal nicht verhindern lassen, ist Schwester Cordula mit ihrem Team überaus zufrieden. „Die Mund-zu-Mund-Propaganda hat bislang dafür gesorgt, daß der Laden zehn Jahre lang wie am Schnürchen lief!" Gleichwohl sind weibliche und vor allem auch männliche Interessenten, die sich für den ehrenamtlichen Dienst begeistern können, zwar jederzeit herzlich willkommen, allerdings nicht immer automatisch geeignet. „Es müssen schon Persönlichkeiten sein", betont Schwester Cordula, „Menschen mit viel Herzensbildung, die obendrein nicht nur schweigen können, sondern auch müssen!"

Da jeder „Grüne Helfer" seinen eigenen Wochentag hat, an dem er regelmäßig zwischen 8 und 12 Uhr – und oftmals auch noch darüber hinaus – dem Krankenhaus zur Verfügung steht, kommt es kaum mal zu Belegschaftsversammlungen mit allen Beteiligten. „Aber einmal im Jahr organisiert und finanziert die Verwaltung für uns einen Super-Betriebsausflug", lobt Elvira Walter.

Sicher nur ein kleines, jedoch feines Dankeschön für den zwar weißgott nicht alltäglichen, seit zehn Jahren sowohl am Styrumer St. Elisabeth-Krankenhaus als auch an vielen anderen Hospitälern in Oberhausen aber eben doch alltäglichen ehrenamtlichen Dienst am Mitmenschen, als praktizierte christliche Nächstenliebe.

Übrigens: Ich wüßte da jemanden, der für diese Aufgabe wie geschaffen wäre und – wer weiß? – eines schönen Tages vielleicht an

Die Betreuung von Sylvia Berthien und Elvira Walter trägt dazu bei, daß die Genesung von Alma Richter „Fort Schritte" machte.

den Ort des Geschehens zurückkehrt und regelmäßig den Kittel überstreift, auch wenn es das legendäre „Zimmer 28" ja leider nicht mehr gibt. Vielleicht würde sie auch längst aktiv dabei sein, wäre meine Mutter vor gut 35 Jahren schon in den Genuß der Dienste der „Grünen Damen" gekommen. Aber immerhin hat der Schreiber dieser Zeilen bereits damals selbst ein bißchen Grün ins Spiel gebracht – wenn auch lediglich hinter seinen Ohren ...

EIN FORUM FÜR GLEICH-GESINNTE

20 Jahre Kunstkreis „atelier“

ASTRID KNÜMANN

Zurückgezogen, verrückt, menschenscheu, introvertiert, exzentrisch – Attribute, mit denen häufig Künstler beschrieben werden. Und gerade Künstler schließen sich in einem Kunstkreis zusammen? Ein Widerspruch in sich? Ja und nein. Jedenfalls beim Kunstkreis „atelier“.

Nun finden sich in diesem Kreis sogar mehr als 30 Individualisten zusammen. Und das macht das Miteinander nicht immer leicht, denn jeder für sich ist eine starke Persönlichkeit. Andererseits aber hat der Kunstkreis „atelier“ inzwischen 20 Jahre lang durchgehalten – und das mit steigendem Erfolg. Ein Beweis dafür, daß auch Individualisten Gemeinsames auf die Beine stellen können.

Dabei hilft es den Künstlerinnen und Künstlern sicherlich, daß in ihrem Kreise unendlich viele Kunstrichtungen vertreten sind, sich die Konkurrenz innerhalb der Künstlerschar also auf mehrere Bereiche verteilt und außerdem noch auf drei Städte, denn die Mitglieder kommen aus Oberhausen, Bottrop und seit kurzem auch aus Essen.

Inzwischen gibt es im „atelier“-Kreis Künstler und Künstlerinnen, die sich mit Radierungen und Ölbildern, mit Aquarellen oder Seidenmalerei, mit Mischtechniken und Airbrush beschäftigen. Künstler und Künstlerinnen, die Grafiken anfertigen und Keramikarbeiten, die die Tiffanytechnik beherrschen oder das Puppenmachen, die Porzellan bemalen oder Metallfräsarbeiten zeigen.

Als vor 20 Jahren der Kunstkreis „atelier“ als loser Zusammenschluß einiger Aktiver entstand, war noch nicht abzusehen, daß er so nachhaltig das Kunstleben in unserer Stadt beeinflussen würde. Allmählich hat er sich zu einem Forum für alle entwickelt, die sich künstlerisch betätigen möchten oder dies bereits tun. Es ist ein Forum für alle, die Gleichgesinnte suchen und ihr Wissen und Können auch an andere weitergeben wollen. Außerdem haben es sich die „atelier“-Mitglieder zur Aufgabe gemacht, immer noch bestehende Vorurteile der Kunst gegenüber abzubauen und dem Dialog zwischen den Kunstschaffenden und dem Publikum neue Impulse zu geben. So ist dem Kreis auch das Elitäre und Unnahbare fremd. Seine Mitglieder sind in der Mehrzahl Hobbykünstler; die meisten haben sich allerdings in der Kunstszene längst einen Namen auch außerhalb der Stadtgrenzen gemacht.

Immer wieder tritt der Kunstkreis „atelier“ in Gemeinschaftsausstellungen auf. Dabei aber geht die Eigenart des einzelnen nicht in einer gemeinsamen Linie unter. Das gilt auch für die große Jahresausstellung, die jeweils unter einem eigenen Thema steht. Das aber setzt jedes Mitglied für sich um, gestaltet es in seiner ganz persönlichen Weise. Jeder Künstler arbeitet zuhause für sich, in den monatlichen Treffen hingegen werden die gemeinsamen Aktivitäten besprochen. Der Kreis gibt den Aktiven auch Gelegenheit, Neues über ihre Arbeit, ihre Techniken auszutauschen. Eher eine Rarität ist es, wenn einige Künstler ein großes Bild schaffen, wie es zum 25jährigen Bestehen des Bero-Zentrums geplant ist. Dort, im Einkaufszentrum, werden seit Februar 1995 in einer ständigen Ausstellung immer neue Werke gezeigt.

Nun kann man jedoch auch nicht leugnen, daß der Kunstkreis „atelier“ zur Zeit in einer Umbruchphase steckt, die ihre Spuren hinterläßt. Viele Mitglieder sind in die Jahre gekommen, müssen deswegen ein wenig kürzer treten. Das Durchschnittsalter liegt derzeit bei über 50. Der Kunstkreis „atelier“

Mitglieder des Kunstkreises im Revierpark Vonderort

ist mitten in einen Generationswechsel geraten und damit auch in ein Spannungsfeld zwischen jung und alt.

Kunst als neues Betätigungsfeld

Der Generationswechsel hat sich an der Spitze des Kunstkreises bereits vollzogen. Wolfgang Liebling löste den langjährigen Vorsitzenden Wilfried Schwarm ab, der den Kreis jahrzehntelang erfolgreich geführt hat. Den Grund für das hohe Durchschnittsalter des Vereins sieht Liebling vor allem darin: „Viele entdecken gegen Ende ihres Berufslebens die Kunst als Betätigungsfeld, um einen Ausgleich zu finden für die Zeit nach der Berufstätigkeit. Viele Frauen haben erst angefangen, ihre kreativen Fähigkeiten zu pflegen, nachdem die Kinder erwachsen und aus dem Haus sind." Erst in den letzten Monaten kamen einige jüngere Künstler hinzu, von denen sich der Vorsitzende auch neue Impulse verspricht. Eine seiner wichtigsten Aufgaben sieht er jetzt darin, die älteren Mitglieder zu motivieren, ihr großes Wissen über eine spezielle Kunstform an die jüngeren weiterzugeben. Bringen dann die Nachwuchskünstler auch ihre Ideen mit ein, kann es wieder ein sehr kreatives Miteinander werden: „Wir brauchen die jungen Leute auch deshalb, weil viele ältere Künstler, die einmal ihren Weg gefunden haben und ihn sehr erfolgreich gehen, nicht mehr so experimentierfreudig sind. Airbrush-Techniken beispielsweise wären ohne jüngere Künstler kaum ins Repertoire des Kunstkreises ‚atelier' geraten."

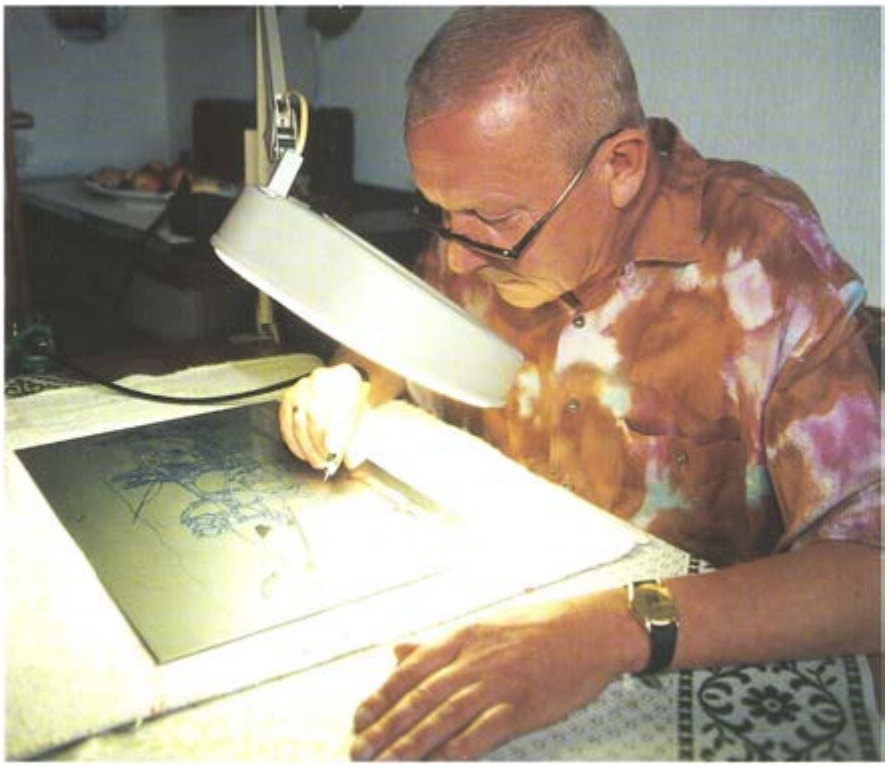
So wichtig es für den Kreis auch ist, daß junge Mitglieder neue Ideen und frischen Schwung bringen, so wichtig ist es zugleich, daß der Verein nicht zu groß wird. Wolfgang Liebling: „Er muß überschaubar bleiben, denn die einzelnen Künstler sollen den Kontakt

Lore Schmitz Arm in Arm mit einer ihren farbenfrohen Keramikarbeiten

zueinander nicht verlieren, und ich will nicht nur ein Organisationsverwalter sein."

Für jung und alt gleichermaßen wichtig ist es dabei, daß der Kunstkreis Halt geben kann, wenn beispielsweise eine Ausstellung beim Publikum nicht so gut angenommen wird, wie der Künstler es erhofft hat. Wolfgang Liebling: „Manchmal wird man sogar belächelt. Dann hilft ein Gespräch mit den Kunst-Kollegen, um aus der Krise wieder herauszukommen. Denn so etwas hat ein jeder schon einmal mitgemacht."

Gemeinsam macht man sich einmal im Jahr auf eine Reise in Sachen Kunst. In diesem Jahr (1996) ging es ins Künstlerdorf nach Worpswede. Hier haben die Oberhausener und die Bottroper mit vielen Worpswedener Künstlern Kontakte geknüpft, und viele wollen auf eigene Faust noch einmal dorthin fahren. Wohin es 1997 gehen soll, ist noch nicht klar, doch wird es auf jeden Fall wieder eine Fahrt geben. Bei einem gemeinsamen Essen in entspannter Atmosphäre wird ein- bis zweimal jährlich ausgiebig gesnackt.



Alfons Buchinski vertieft in seinen Metallfräsarbeiten

Irmgard Schwarm bei ihrer Porzellanmalerei

Zu den jährlichen Aktivitäten gehört auch der Kunstmarkt im Revierpark Vonderort, dessen Erlös caritativen Zwecken zugute kommt. Künftig soll es wahrscheinlich noch einen zweiten Markt um Pfingsten herum geben.

Bis jetzt ist der „atelier"-Kreis 20 Jahre lang erfolgreich für die Kunst eingetreten, hat Hobby-Künstlern eine neue Ernsthaftigkeit eröffnet und eine Plattform für ihre Werke geboten. Die Chancen stehen gut, daß mit einem behutsam vollzogenen Generationswechsel, in dem die routinierten, älteren Künstlerinnen und Künstler ihren gleichberechtigten Platz neben den Newcomern haben, der Kunstkreis „atelier" ebenso erfolgreich ins nächste Jahrtausend steuern wird.

100 JAHRE OLYMPISCHE SPIELE – OBERHAUSEN SEIT 1928 DABEI

Ein Streifzug durch die Geschichte Olympias und des Oberhausener Sports

Gustav Wentz

Dieses Jahr 1996 war auch das Jahr der „Jahrhundertspiele" – so hatten es die Organisatoren der Olympischen Sommerspiele geplant. Einhundert Jahre nach der Wiedereinführung Olympischer Spiele durch den französischen Baron Pierre de Coubertin war aber nicht etwa Athen (wie 1896) Austragungsort, sondern Atlanta – Tribut an die Kommerzialisierung des sportlichen Gedankens. Die „Centennial Games" hielten nicht, was die Organisatoren versprochen hatten, rückten aber vielleicht auch deswegen die Erinnerung an vergangene Spiele stark in den Vordergrund. Nicht wenige erinnerten sich teils lebhaft, teils wehmütig an die Erfolge Oberhausener Sportlerinnen und Sportler bei vergangenen Spielen, erst recht deswegen, weil aus Oberhausen kein aktiver Sportler teilnahm.

Teilnehmer in herausragender Funktion gab es nämlich durchaus: Da war Ulrich Feldhoff, Sterkrader, Präsident des Deutschen Kanu-Verbandes und als „chef de mission" in verantwortungsvoller und schwieriger Position in Atlanta. Er bewältigte die Aufgabe mit Bravour. Und da war Michael Meyer: Alstadener und ehemaliger Mitarbeiter des städtischen Jugendamtes. Er leitete im Auftrag des Landessportbundes das NRW-Jugendlager in der Hauptstadt von Georgia. Auch er erntete viel Lob für seine Arbeit, die dem ursprünglichen olympischen Gedanken vom Fest der Jugend der Welt so nahe steht.

Ein Jahrhundert ist ein langer Zeitraum, Oberhausen aber ist eine junge Stadt, kaum älter als das größte Sportereignis der Welt. Da kann es eigentlich nicht verwundern, daß die olympische Geschichte der Stadt zwischen Rotbach und Ruhr erst spät einsetzt – genauer gesagt mit den Spielen von Amsterdam 1928.

Es war eine hübsche, schwarzhaarige Frau, die als erste Oberhausenerin auszog, olympischen Lorbeer zu ernten: Irene Erkens, die nur Reni gerufen wurde. Sie hatte einen für ihre Sportart nicht zu unterschätzenden Standortvorteil, war ihr Vater doch Bademeister im Stadtbad. Das Schwimmen also war ihr von Kindheit an vertraut, und schon in den frühen zwanziger Jahren hatte sie sich als Kraulerin einen Namen gemacht, hielt über viele Jahre hinweg die nationalen Bestleistungen auf den kürzeren Distanzen.

Sie war 19, als sie in Amsterdam an den Start ging. Über 100 m Freistil schaffte sie zwar nicht den Einzug in den Endlauf, führte aber die 4 x 100-m-Staffel ins Finale. Der undankbare vierte Platz stand letztlich zu Buche.

Um Reni Erkens rankt sich eine schöne Geschichte. Schon vor 1928 hatte sie den Viersener Rückenschwimmer Ernst Küppers kennen- und liebengelernt, der ihr Mann wurde. Er schwamm auch 1932 in Los Angeles, wurde über 100 m Rücken Fünfter. Ironie olympischer Geschichte ist, daß der gemeinsame Sohn Ernst-Joachim 1964 in Tokio über die gleiche Distanz die gleiche Plazierung erreichte. Seine Mutter konnte 1932 nicht nach Los Angeles, denn sie war schwanger. Ernst-Joachim lebt in Herne, ist Lehrer am Essener Aufbaugymnasium und trainiert seit Jahren den Nachwuchs des Sterkrader Schwimmvereins. Reni Erkens-Küppers ist 1988 verstorben, und ihr Sohn sagt: „Meine Mutter hat nie viel von Olympia erzählt."

Ein wortkarger Mann war auch Fred Kartz, er ließ lieber die Fäuste sprechen. Der Leichtgewichts-Boxer vom BC 1921 Ringfrei Oberhausen hatte sich 1932 für Los An-

geles qualifiziert, obwohl er nie Deutscher Meister war. Aber sein Sieg bei einem Vierländer-Turnier in Berlin hatte großen Eindruck gemacht. Deutschstämmige USA-Bürger hatten auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise dafür gesorgt, daß Deutschland überhaupt teilnehmen konnte. Ein Turnier in Chicago und ein Länderkampf in Milwaukee finanzierten die weite Reise. In dem berühmten Turnier von Chicago wurde der elegante Faustkämpfer als brillantester Boxer des Turniers mit dem „Goldenen Gürtel" ausgezeichnet. Im Olympia-Turnier traf Kartz aber schon im Viertelfinale auf den späteren Sieger Lawrence Stevens aus Südafrika, dem er sich beugen mußte. Über sein späteres Schicksal ist wenig bekannt. Der Krieg hatte ihn gen Osten verschlagen, Mitte der fünfziger Jahre ist er in Polen verstorben.

Drei Oberhausener 1936 in Berlin

Es folgten die Spiele 1936 in Berlin, mit denen das Internationale Olympische Comitee Deutschland endgültig wieder in die Völkerfamilie aufnehmen wollte. Daß die neuen Machthaber den Sport für ihre Zwecke mißbrauchten, bemerkten sie zu spät, so gingen Hakenkreuz und olympische Ringe eine unselige Mesalliance ein. Drei Oberhausener waren dabei – zwei Leichtathleten und ein Fußballer: Willy Jürissen, Hans Raff, Fritz Schaumburg.

Letzterer startete über 1500 m und trug normalerweise den Dress des Polizeisportvereins Mülheim, war er doch Polizist. Leicht und locker lief Schaumburg im Finale. Hier aber wurde Tempo gebolzt, ein Tempo, dem der Taktiker nicht mehr folgen konnte – Zehnter war er schließlich im bis dahin schnellsten Lauf der Leichtathletik-Geschichte, den der legendäre Neuseeländer Jack Lovelock in Weltrekordzeit beendete.

Kugelstoßer Karsten Stolz
Paul Lange mit seiner Goldmedaille

Hans Raff war als deutscher Rekordmann über die schwierige 3000-m-Hindernisstrecke nach Berlin gekommen. Mit großen Hoffnungen in die Hauptstadt gefahren, nahm die Konkurrenz einen für ihn fatalen Verlauf. Nach 2000 Metern Gedränge am Wassergraben, Straucheln und Stolpern, Bodenverlust. Raff war zäh, aber auch sensibel und vor allem wußte er stets, wie es um seine Chancen bestellt war. Entnervt gab er auf.

Wenig glücklich verliefen die Spiele auch für RWO-Torwart Willy Jürissen: Die deutsche Mannschaft galt zwar als heißer Medaillentip, aber Reichstrainer Professor Nerz experimentierte nach dem 9 : 0-Auftaktsieg über Luxemburg und ließ in der Zwischenrunde gegen Norwegen eine bessere Reserve – und wieder ohne den noch jungen Jürissen – spielen. Mit 0 : 2 ging das Match vor 45000 Zuschauern im Poststadion verloren.

Das Trio von damals ist verstorben. Am wenigsten erinnert man sich an Fritz Schaumburg, der zurückgezogen lebte und am Altmarkt wenig erzählte. Willy Jürissen hatte seine sportlich besten Jahren noch vor sich, die Sporthalle an der Goebenstraße trägt seinen Namen. Und Hans Raff sollte als Trainer noch Geschichte machen.

Sieben Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg loderte Olympias Flamme auch wieder für deutsche Athleten, die 1948 in London noch ausgeschlossen waren. Zwei Sterkrader waren 1952 in Helsinki dabei, der Fußballer Karl Klug und der Leichtathlet Rolf Lamers. Der war ein Tackenberger Junge, lief aber für Dinslaken. Über 1500 m kam er in den Endlauf und erreichte einen beachtlichen sechsten Platz.

Eine triumphale Heimkehr erlebte Karl Klug. Der flinke Mittelstürmer – vom BV Osterfeld zu Sterkrade 06/07 gekommen – war von Sepp Herberger auf die Linksaußen-Position gestellt worden. Mit seinem Tor zum 1 : 0 hatte er gegen Ägypten den 3 : 1-Sieg der Deutschen eingeleitet. Gegen Brasilien mußte die DFB-Elf in der Zwischenrunde ran. Klug wurde verletzt, biß aber auf die Zähne und erzielte kurz vor Schluß der

regulären Spielzeit das 2 : 2; in der Verlängerung gewann Deutschland 4 : 2, stand im Halbfinale. Dort mußte der „Bundes-Sepp" auf den Sterkrader verzichten, und Deutschland flog aus dem Turnier. Mit einer Droschke wurde der umjubelte Klug durch Sterkrade gefahren.

Goldmedaille für Paul Lange

Es war ein anderer Sterkrader, der Oberhausen goldenen Glanz schenkte: Paul Lange war der erste und bislang einzige Goldmedaillengewinner aus unserer Stadt. Jahrelang hatte sich der körperlich eher schmächtige Maurer als Kanute gequält, das heißt, so richtig gequält vielleicht doch nicht: „Eigentlich war ich immer ziemlich trainingsfaul, weil ich ja auf dem Bau schon hart genug arbeiten mußte."

Seit 1958 gehörte Lange von Sterkrade 69 zur europäischen Kanu-Elite. Er war clever und schlitzohrig genug, die nervenaufreibenden Qualifikationsrennen zur Bildung der ersten gesamtdeutschen Olympiamannschaft zu überstehen, die 1960 unter der Olympiafahne – weiße Ringe auf schwarz-rot-goldenem Grund – auftrat. Erstmals wurde auf dem Lago di Albano vor den Toren der Ewigen Stadt die 4 x 500-m-Staffel als olympischer Wettbewerb gefahren. Zwei DDR- und zwei BRD-Fahrer bildeten die Staffel. Lange fuhr als Startmann schon anderthalb Längen Vorsprung heraus, die er dem Magdeburger Günter Perleberg mit auf den Weg gab. Der hielt den Vorsprung wie auch der folgende Dortmunder Friedhelm Wentzke. Dieter Krause aus Leipzig paddelte schließlich den favorisierten Ungarn auf und davon. Gold für die gesamtdeutsche Staffel! Das hatte damals ungeheure Symbolkraft, und die goldene Staffel auf dem

Willi Wülbeck blättert im Olmypia-Buch
Gewichtheber Norbert Bergmann

Siegerpodest war sogar das Motiv für einen Kinofilm, den der Nora-Filmverleih noch 1960 unter dem Titel „Goldene Spiele" in die Lichtspielhäuser brachte – ein Jahr vor dem Bau der Berliner Mauer...

Damals war Paul Lange schon 29 Jahre alt und bereitete mit dem vergoldeten Höhepunkt seiner Karriere das Ende einer großartigen sportlichen Laufbahn vor. Im Klubhaus von Sterkrade 69 am Kanal läßt er sich ab und an sehen. Dort ist auch eine „Lange-Ecke" eingerichtet, in der er dann sitzt und bisweilen erzählt. Die Medaille ist abgegriffen, der silberne Kern schimmert hervor, die Kette übrigens fehlt, sie ist bei einer der vielen Ausstellungen, zu denen der quicklebendig wirkende Rentner sie bereitwillig ausgeliehen hat, zu Bruch gegangen.

Es gab noch einen anderen Oberhausener in Rom: Adolf Schwarte vom SC Rot-Weiß war angetreten, die Tradition der Mittelstreckler fortzusetzen. Der amtierende Deutsche Meister über 1500 m schied schon im Vorlauf aus.

Vier Jahre später gab es die zweite Medaille für unsere Stadt. In Tokio waren gleich vier Oberhausener Kanuten am Start, aber nur einer stand auch auf dem „Treppchen": Heinz Büker vom Alstadener Kanu-Club hatte ein Jahr zuvor noch die Vorolympischen Spiele auf dem Sagami-See mit seinem Duisburger Partner Holger Zander gewonnen, beim olympischen Ernstfall reichte es immerhin noch zur Bronzemedaille.

Die anderen Kanuten waren der aus dem PV Waburg hervorgegangene Erich Suhrbier (4. über 1000 m) und Klaus Böhle, der mit Detlef Lewe im Zweier-Canadier als Sechster ins Ziel kam.

Kanutin Heuser „betrogen"

Und dann war da noch Ingrid Heuser. Mit ihr beginnt eine Reihe „betrogener" OB-Sportler, was so kam: Die AKC-Kanutin hatte mit der Duisburgerin Elke Felten im Zweier dafür gesorgt, daß Bundes- und nicht DDR-Deutsche diese Disziplin besetzen durften. In Tokio eröffneten die Funktionäre diesem Zweier, daß sie eher dem Holzheimer Boot Esser/Zimmermann vertrauten, das von Heuser/Felten außer bei den Deutschen Meisterschaften immer distanziert worden war. Es holte Gold ...

Der SC Rot-Weiß war in Tokio mit dem zweifachen 100-m-Mei-

ster Fritz Roderfeld präsent, der im Vorlauf passen mußte und dann auch keinen Staffelplatz erhielt. Immerhin: Roderfeld war 1968 auch in Mexico-City, wo er freilich weder über 200 noch über 400 m eingesetzt wurde.

Zugetraut hatte man in der Höhenluft von Mexico einiges dem Diskuswerfer Jens Reimers, der aber im Vorkampf hängenblieb. Trainer der beiden „Kleeblatt"-Träger war übrigens Hans Raff, der später ein noch heißeres Eisen im Feuer hatte.

Doch zunächst zu den Spielen von 1972 in München: Dirk Wippermann war als Diskuswerfer in die Fußstapfen von Jens Reimers getreten, doch ereilte ihn das gleiche Schicksal – „Aus" in der Qualifikation. Von den RWO-Fußballern gehörte Reiner Hollmann zum Team, das einen Medaillenauftrag hatte. In der Zwischenrunde war freilich schon Schluß für die mit reichlich Vorschußlorbeer bedachten Kicker.

Montreal 1976: Zwei Leichtathleten, ein Ringer, ein Gewichtheber aus Oberhausen in der Olympia-Auswahl.

Friedhelm Heckel war wie Willi Wülbeck von RWO zur SG Osterfeld gewechselt – eine Folge des Bundesligaskandals. Der junge Sprinter galt als Zukunftshoffnung, war in Montreal auch nur Ersatzmann für die Staffel. Vier Jahre später wäre er „einer" gewesen, aber das verdarb ihm die große Politik.

Auch Willi Wülbeck war ein Zögling von Hans Raff. Erst 21 Jahre alt, war er doch schon ein Crack über die 800-m-Distanz, wurde in Montreal sogar glänzender Vierter. Für die Spiele in Moskau 1980 galt er als einer der ganz großen Favoriten, doch der Boykott der Spiele – ausgelöst durch die sowjetrussische Afghanistan-Invasion – brachte ihn um olympisches Edelmetall. „WW", der einer der populärsten Leichtathleten war, hielt sich 1983 schadlos, als er bei den erstmals ausgetragenen Weltmeisterschaften in Helsinki mit 1:43,65 min. Champion wurde – die Zeit ist heute noch in Deutschland unerreicht. Doch olympisches Edelmetall hat anderen Glanz ...

Davon weiß auch Gewichtheber Norbert Bergmann ein Lied zu singen. Der PSV-Heber hatte im Mittelgewicht beim dritten Versuch im Stoßen 182,5 Kilo zur Hochstrecke gebracht, aber die Kampfrichter versagten dem Stoß die Anerkennung. Später korrigierte sich das Kampfgericht (ohne Auswirkung): „Du bist doch noch jung", lautete der Trost für den um Bronze gebrachten 22jährigen, der 1980 als haushoher Favorit und weltbester Leichtschwergewichtler in Moskau Gold holen wollte: „Helmut Schmidt hat mir meine Medaille gestohlen", ist Bergmann noch heute auf den damaligen Bundeskanzler schlecht zu sprechen, der mit atlantischer Bündnistreue den deutschen Start in Moskau verhindert hatte.

Der Ringer in Montreal war Superschwergewichtler Heinz Eichelbaum. Vom KSV 08 nach Witten gewechselt, hatte er nachhaltig auf sich aufmerksam gemacht, aber mit der Vergabe der Medaillen nichts zu tun.

Wir kommen zu den Spielen von 1984 und damit zur Fortsetzung der Tragik um Norbert Bergmann. Der hatte alle großen Turniere gewonnen und war eine „Bank" auf Gold. Da riß die Patella-Sehne. Aus!

Interne Norm knapp verfehlt

Die Olympische Bühne betrat aber ein weiterer Leichtathlet: Karsten Stolz war zwar erst 20 Jahre alt, hatte sich aber schon einen Namen gemacht. Der von seinem Vater Günther, dem der Oberhausener Sport so viel zu verdanken hat, trainierte 2,08-m-Mann mußte frühmorgens ins Memorial Coliseum, und 75000 Zuschauer waren schon da! Der Junge behielt die Nerven und überstand die Qualifikation. Abends belegte er dann den elften Platz – ein Anfang war gemacht.

Für 1988 in Seoul hatte er wie ein Besessener trainiert und alles auf den Termin in Korea abgestimmt. Daß er die interne Norm von 20,30 m um drei Zentimeter verfehlt hatte, sollte nach Funktionärs-Auskunft kein Hindernis sein, war es dann aber doch. Karsten mußte daheim bleiben und bestritt voller Frust am Tag des olympischen Wettbewerbs in Essen einen Wettkampf: 21,15 m! Fünfter wäre er geworden. Auch ihn entschädigten viele nationale und internationale Titel nicht.

Die Aufzählung wäre nicht komplett, würden Dieter Bast, Meike Bötefür und Heike Schulte-Mattler nicht erwähnt.

Bast war von Sterkrade 06/07 gekommen und bei RW Essen zu einem großen Fußballer gereift. An der Seite von Frank Mill verfehlte er 1984 in Los Angeles Bronze nur knapp. Vierte wurde im Handball die für den VfL Brambauer spielende Meike Bötefür, Tochter des einstigen RWO-Stabhochspringers Addi Bötefür. Tatsächlich Bronze gab es für die in Dinslaken lebende und für den TV Voerde startende gebürtige Oberhausenerin Heike Schulte-Mattler in der 4 x 400-m-Staffel.

Damit endet Oberhausens Olympia-Story, aber der Sport schreibt immer neue Geschichten ...

FÜR KUNST WACKELN DIE WÄNDE

Das Schloß erlebt eine Wiedergeburt als „Museum auf Zeit“

THOMAS FINKEMEIER

Jüngst klopfte die grüne Dame an mein Fenster.

Es war Schlag zwölf in einer mondlosen Nacht, und vom Kaisergarten her rauschte der Wind in den Zweigen der Pappeln.

Die grüne Dame trägt ihr Haar feucht und wirr wie Ophelia, ist bleich und, daher ihr Name, grün gewandet. Sie ist natürlich ein Gespenst.

Ihre Blässe rührt nicht allein von ihrem Geisterwesen her. „Ich kann“, spricht sie, „seit vielen Tagen nicht mehr schlafen.“ Daran sei der Krach schuld. Der Baulärm, um genau zu sein.

Denn die grüne Dame wohnt im Schloß.

Sie ist ein kunstsinniges Fräulein, das still und unauffällig die Jahrzehnte seit ihrem Ableben in den Gemäuern derer zu Westerholt am einstigen Emscherbruch verbracht hat, so still, daß sich nicht einmal mehr Legenden um sie weben. Bis vor kurzem war sie damit zufrieden, in den Nächten durch die Säle der Schloßgalerie zu gleiten. Sie hat sich wohl gebildet angesichts der feinsinnigen Ausstellungskonzeptionen des langjährigen Galeriechefs Thomas Grochowiak und später unter Bernhard Mensch an den Gemälden von Willi Sitte bis hin zur Pop-Art mit Donald Duck. Ein schönes, beschauliches Gespenster-Dasein, sagt sie, doch: „Jetzt sind alle Bilder fort!“ Die Zeichnungen verstreut! Stattdessen Baumaschinen, Bagger, Abbruchhämmer. Die Wände zittern! Es wanken die Dächer!

Sie ringt die Hände, meine grüne Dame, sie ist eben ein bißchen melodramatisch.

Doch in der Tat tun sich am Schloß Oberhausen große Dinge. Kein Stein bleibt, so scheint es, auf dem anderen. Aber am Ende, das verspricht Jeanette Schmitz als Chefin der eigens für den Umbau gegründeten Schloß-GmbH, am Ende wird alles schöner als vorher.

Wollen wir's glauben? Schon einmal fielen ja die Pläne für den Schloßbau weit hochherrschaftlicher aus als die Verwirklichung. Im Auftrag des Grafen Maximilian Westerholt-Gysenberg hat der Münsteraner Architekt August Reinking auf dem Gelände des mittelalterlichen, wasserumwehrten Herrensitzes „Overhusa“ das neue Schloß entworfen. Westerholts gingen gern im damals noch weitläufigen Grafenbusch jagen.

Das geschah 1804 bis 1818, als eigentlich das Zeitalter des Adels schon vorbei war. Ein Stück weiter, am Elpenbach, hißte bereits die Antony-Hütte die Rauchfahne der neuen, der bürgerlich-industriellen Ära.

In mehr als zehn Entwürfen gestaltete Reinking auf dem Papier eine Schloß- und Gartenanlage, die einerseits die herrliche Landschaft des Emscherbruchs mit einbezog, andererseits damals schon Rücksicht nehmen mußte auf die nach Sterkrade führende Chaussee vor der künftigen Schloßtür. 14 Jahre dauerte es, bis Reinking Westerholts Landsitz fertig gebaut hatte, und das Ergebnis war dann mangels Kleingeld doch ein gutes Stück bescheidener als die Pläne.

Nichtsdestoweniger hübsch. Reinking setzte dem Hauptgebäude ein Mittelhaus gegenüber, das mit Belvedere und Obelisk besonders zierlich daherkam. Der intime Schloßhof dazwischen, der Wald nebenan, schön hatten sie's, die Westerholts. Ein Bild von 1858 zeigt die Jagdgesellschaft mit springenden Hunden auf der Schloßwiese an der Sterkrader Chaussee.

Die Szenerie blieb nicht lange so friedlich. Noch weit, bevor im Jahr 1862 das „Oberhausen“ genannte

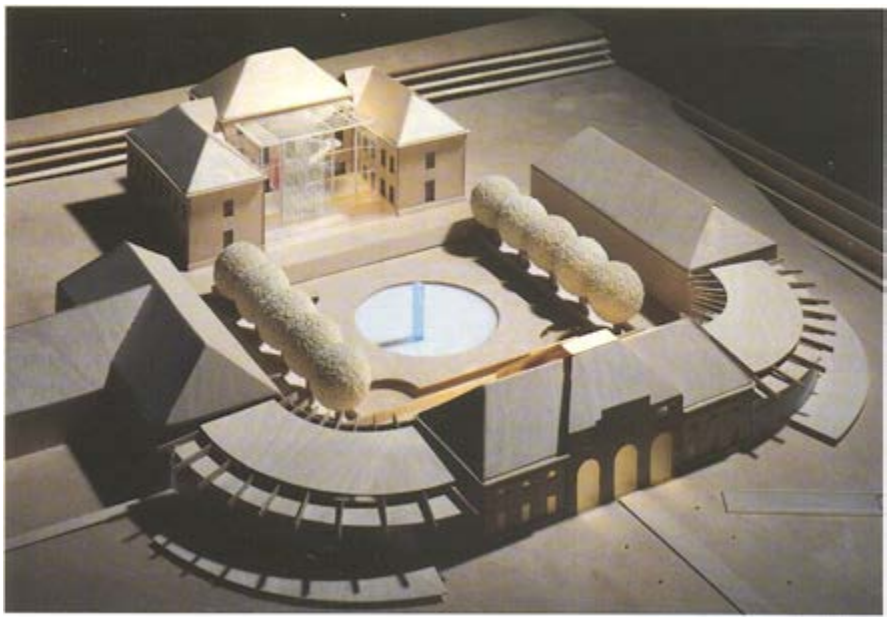
Schloß an der Emscher der sich entwickelnden Stadt südlich davon seinen Namen lieh, qualmte und rußte die Industrie die Landschaft zu. Eisenheim, die älteste Arbeitersiedlung im Revier, wurde der direkte Schloßnachbar. Im Abgasduft von Zechen und Stahlwerken hustete das Proletariat dem Adel was. Und die grüne Dame rümpfte das Näschen. Sie war in jüngeren Jahren aristokratisch dünkelhaft.

Das hat sich gegeben. Das Schloß wandelte sich im Laufe der Zeit. Die Polizei stellte ihre Pferde im Marstall unter. Die Emscher wurde verlegt und nebenan als offener Abwasserkanal geführt. Die Bürger statt des Adels ergötzten sich im Schloßgarten, nachdem es der Oberhausener Stadtverwaltung 1896 gelungen war, der Familie Westerholt das ans Schloß angrenzende Waldgebiet abzukaufen und dort einen ‚englischen' Park entstehen zu lassen: den ‚Kaisergarten'. Harmonisch verbanden sich damals der Park, Reste der alten Emscher, der 1925 angelegte Zoo und das Schloßgebäude zu einem stimmungsvollen Ambiente inmitten der Industrieszenerie, dessen Charme noch heute auf alten Postkarten bezaubert (wie die Galerie vor dem Umbau mit einer sorgsam konzipierten Ausstellung bewies).

Aber dann kam der Krieg. Unter Bomben und Artilleriebeschuß ging das Schloß in die Knie.

Die Gutehoffnungshütte, die ein Oberstadtdirektor in den 50er Jahren als ‚Vater' des ‚Kindes' Oberhausen bezeichnete, half dem Schloß wieder auf. Ohne ihr Engagement wäre Westerholts ‚Oberhausen' nach dem Krieg nicht wiedererstanden.

Prof. Friedrich Hetzelt, der erste Oberhausener Baudezernent nach dem Krieg, sicherte sich die finanzielle Unterstützung der Industrie für die Reparatur des kleinen Schlosses. Und sich selbst in dem schmucken Häuschen zur Parkseite hin seine erste Oberhausener Wohnung.



Gesamtansicht der künftigen Schloßanlage (Modell)

Der Hauptbau des Schlosses erstand freilich erst Ende der 50er Jahre durch Stadtbaurat Paulat neu aus den zwischenzeitlich bereits abgerissenen Ruinen. Die Galerie Schloß Oberhausen, notdürftig im Hotel Ruhrland untergebracht, unter dem damaligen Museumsdirektor Dr. Griebitzsch, sollte ein neues Zuhause finden. 500000 Mark gab damals die Gutehoffnungshütte für den über eine Million Mark teuren Neubau dazu, als sie mit Nachkriegs-Direktor Hermann Reusch das 200ste Jubiläum der Gründung ihrer Keimzelle, der Antony-Hütte, beging.

Die in den Grundstein eingemauerte Bronzekapsel mit Urkunden der Stadt und, auf besonders wertvollem Pergament, der GHH wurden erst im Sommer 1996 bei den Sanierungsarbeiten wieder zutage gefördert.

Aus alten Zeitungsberichten von 1958 geht hervor, daß seinerzeit der Neubau ‚im historischen Gewand' in der Bürgerschaft nicht unumstritten war. Aber Oberstadtdirektor Schmitz betonte schon damals, daß die Erhaltung traditioneller Werte in der jungen Stadt wichtig sei. Traditionelle Werte: in einer Stadt mit damals fast 60000 Arbeitsplätzen bei Kohle und Stahl ein Grafenschloß, heute, nach dem Strukturwandel, eher ein Gasometer. So schnell ändern sich die Zeiten.

Doch die Romantik aristokratischer Epochen steht auch heute noch neben postmoderner Industrie-Nostalgie hoch im Kurs. Der Umbau des Schlosses bezieht sich bewußt auf teils barocke, teils klassizistische Vorbilder, in die zeitgenössische Elemente mit Bedacht integriert werden. Gelungen ist es aber auch, die Erhaltung des stil-

Die neue Ludwig-Galerie Schloß Oberhausen wird im Herbst 1997 mit der Ausstellung „Berührungen" eröffnet.

vollen 50er-Jahre-Treppenhauses im Hauptgebäude durchzusetzen.

Vieles andere ändert sich. Der durch die autobahnähnliche Konrad-Adenauer-Allee wohl dauerhaft entwertete Vordereingang des Schlosses wird quasi degradiert. Künftig betreten Besucher das Schloß von der Parkseite her durch einen schönen Türbogen. Im ‚kleinen Schloß' finden die Kunstinteressierten Garderobe und Kasse, Infostand, Katalogverkauf und Museumsshop. Seine Heimat bekommt hier auch das Kultur- und Kunstforum, in dem der Kunstverein Oberhausen und die Oberhausener Künstler, die Artothek und die Malschule Wirkungsmöglichkeiten erhalten.

Aus dem ‚kleinen Schloß' treten die Besucher in den Innenhof, der, „kostbar gestaltet", mit seiner intimen Gartenanlage Treffpunkt und Kommunikationsort werden wird. Alle weiteren Einrichtungen des Schloßkomplexes erreicht man von hier aus: Das Galeriegebäude gegenüber, die Galerie für populäre Kunst in einem der neugestalteten seitlichen Verbindungsbögen, die Gedenkhalle zur Rechten mit ihren Ausstellungen zur Geschichte von Faschismus und Widerstand, links im ehemaligen Stadtarchiv und der alten Gaststätte der ausgedehnte neue Gastronomiekomplex und im neuen Gebäudeteil, der links den Kreis zum kleinen Schloß wieder schließt, das Bürger-Kulturzentrum, in dem sich sogar heiraten läßt: der Trausaal für romantische Brautpaare wartet hier aufs Ja-Wort.

Die Architekten Prof. Fritz Eller und Philipp Eller, die neben vielem anderen auch Museen in Aachen und Köln gebaut haben, sorgen vor dem Galeriegebäude für einen besonderen Akzent: Erweitert nämlich wird das Adelshaus zur Hofseite hin durch eine dreistöckige gläserne Vitrine. In der transparenten Metall- und Glaskonstruktion stecken Treppe und Aufzug, bietet ein Foyer Platz für Diskussionen und Fernseh-Talkshows.

Modernste museale Anforderungen werden hier wie in dem entkernten U-förmigen Hauptgebäude erfüllt, Klima- und Sicherheitstechnik sind auf dem neuesten Stand. Das war ja auch entschieden vorgetragener Wunsch des Mäzens Professor Peter Ludwig, der in Oberhausen bisher die von ihm gesammelten Werke der DDR-Kunst hatte zeigen und von einem eigens gegründeten Ludwig-Institut betreuen lassen.

Diese Kunstwerke bleiben weiterhin in Oberhausen beheimatet, wenn auch die Kürzel ‚DDR' in

den neuen Publikationen des Schlosses schamhaft verschwiegen wird. Doch zeigen wird die Galerie künftig viel mehr als ihre eigenen Stücke aus der Sammlung des Aachener Schokolade-Fabrikanten: Hat doch der im Sommer 1996 überraschend verstorbene Mäzen Kunst aus aller Herren Länder und (fast) jeder Epoche gesammelt und auf Museen vieler Städte zwischen Aachen und Wien, vieler Länder zwischen Rußland und Ungarn verteilt. Die Stiftung Ludwig für Kunst und internationale Verständigung Aachen wird künftig gemeinsam mit all diesen Museen einen fortgesetzten Ringtausch praktizieren: „Museum auf Zeit" heißt diese Konzeption in Oberhausen, wo nach und nach herausragende Werke einzelner Sammlungsbereiche des Ludwigschen „Bilderkosmos" in ihrer wahlverwandtschaftlichen Beziehung vorgestellt werden sollen. Erhabenes und Triviales, Zeitgenössisches und Vergangenes werden, so versprechen Mensch und Museumskurator Peter Pachnicke schon jetzt, nebeneinander stehen und ihre innere Verbundenheit erlebbar machen. Die erste dieser Ausstellungen nach dem Umbau wird sich Anfang 1998 dem Topos „Helden" widmen vom antiken Muskelmann in Marmor bis zum von Warhol verdoppelten Elvis-Portrait.

Für das Sammlerehepaar Irene und Peter Ludwig war, so lobt Galerieleiter Bernhard Mensch, „Kunst noch immer der geistige Ort, an dem das Drama jeder Generation ablesbar wird, inmitten einer zum Zerreißen gespannten Wirklichkeit nach sinnerfüllten Lebenswerten zu suchen."

Hinzu kommt eine zweite Ausstellungsschiene, von der sich Mensch und Pachnicke besonders viel Publikumszulauf versprechen: die populäre Kunst, die mit einer Donald-Duck-Ausstellung bereits vor dem Schloß-Umbau ihre Anziehungskraft (nicht nur) auf das Oberhausener Publikum bewiesen hat. Mal in dem eigens dafür vorgesehenen Gebäudeteil, mal aber auch im Haupthaus sollen wechselnde Ausstellungen nicht nur der tatsächlichen Bedeutung populärer Kunst für die Entwicklung der Ästhetik unserer modernen Gesellschaft gerecht werden, sondern, und das nicht zuletzt, auf hohem Niveau einfach Spaß machen.

Auch nach außen hin wird das Schloß eine ganz neue Wirkung entfalten, eine neue Rolle spielen. Wiederbelebt werden soll die rege Wechselwirkung, die enge Beziehung zwischen Schloß und Kaisergarten, der nach wie vor zu den beliebtesten Freizeitzielen der Oberhausener zählt. Doch wichtiger noch: Mit der „Neuen Mitte" haben sich in Oberhausen (nicht nur topographisch) die Gewichte verschoben. Das Schloß soll bewußt reagieren auf die ebenfalls faszinierende Zurschaustellung von Konsumwaren und Freizeitangeboten rund um das CentrO., auf die Symbiose zwischen Industrie-Denkmal und Kunst-Ereignis am Gasometer. So wie das Schloß von Beginn an in einem spannungsreichen Verhältnis zur rasant wachsenden Industriestadt ringsumher stand, soll es auch nach dem Strukturwandel seinen Platz in der gewandelten Topographie der Freizeit- und Einkaufsstadt Oberhausen einnehmen.

Die Umbauarbeiten laufen derzeit auf Hochtouren

Eine große, großartige Vision. Ab Januar 1998 soll sie Wirklichkeit werden.

Und was sagt die grüne Dame dazu? Sie hat sich längst still davongestohlen. Für alte Spukgespenster, meinte sie noch schnippisch, sei im schicken neuen Oberhausen wohl kein Platz.

Sie meint's nicht so. Wahrscheinlich besorgt sie sich gerade nur ein neues Kleid. Für ihren ersten Auftritt als weiße Frau, demnächst mitternachts in der gläsernen Vitrine ...

ALS DAS MASS VOLL WAR, KAM DIE MEILE

10 Jahre Kulinarische Leistungsschau

HANS-WALTER SCHEFFLER

Die Geschichte der Oberhausener Gastronomie steckt voller Merkwürdigkeiten und Kuriositäten. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts bekämpfte Bürgermeister Friedrich August Schwartz die Wirte so lange, bis das Maß voll war und diese sich gegen die Obrigkeit zusammenschlossen. Heute ringen Stadt und Gastronomen gemeinsam um den Dienstleistungsstandort Oberhausen und attraktive Freizeitangebote nach dem Motto: Feste arbeiten und feste feiern.

Das Herumhacken auf den Wirten, weiß die Chronik des Hotel- und Gaststättenverbandes zu berichten, blieb nicht ohne Wirkung: „Die öffentliche Meinung glaubte bald, sie könnte die Wirte mit allem und jedem, was nicht gutzuheißen war, ins Gerede bringen. Man zählte immer wieder und immer nachdrücklicher auf, wie durch Bier und Branntwein so manches häusliche Glück zerstört werde und tadelte das unermüdliche Engagement der Wirte, um den Arbeitern den Lohn aus der Tasche zu jubeln."

Aber die Wirte wehrten sich nach Kräften, zum Beispiel Hermann Frintrop sen. Als er ein Haus am Mühlenbach erworben hatte und in eine Schankwirtschaft verwandeln wollte, stand er vor dem Problem, ein Bedürfnis nachweisen zu müssen. Das bedeutete, es mußte eine ausreichend hohe Zahl von Personen im Dreistädteeck nach einem laufenden Zapfhahn dürsten. Damals galt die Faustregel: Auf je 400 Einwohner eine Schankstätte. Dazu weiß die Chronik zu berichten: „Zwar wurde das nicht so heiß gegessen wie's gekocht war, aber bei Frintrop sen. nistete sich tatsächlich eine Amtsperson ein, um zu beobachten, wieviele Personen da so am Tage und in der Nacht vorbeizogen. Frintrop hatte zwölf Kinder und die hatten Freunde, Spielkameraden, Mitschüler, und alle zusammen schickten Hermann laufend an den Augen der Amtsperson vorbei. So bekam er seine Schankerlaubnis."

Auch heute wird wieder flaniert – bei der Gastronomischen Meile auf dem Friedensplatz. Als sie vom 5. bis 8. September 1996 zum 10. Mal ihre Tore öffnete, war aus dem einmaligen Kraftakt der heimischen Gastronomen längst eine kulinarische Leistungsschau geworden, die weit über die Grenzen Oberhausens hinaus Anziehungskraft ausübte.

Denn als die Stadt einst pleite schien, hatte man die Rechnung ohne die Wirte gemacht. Paul Wischermann, unermüdlicher Vorsitzender des Hotel- und Gaststättenverbandes, erinnert sich an die dunklen Wolken über der Stadt im Vorfeld ihres 125jährigen Bestehens: „Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond sagte uns, die Stadt selbst könne nicht viel auf die Beine stellen. Da ging es für uns plötzlich darum, ein sichtbares Zeichen zu setzen."

Aber noch waren die Gastronomen meilenweit von einem Erfolgserlebnis entfernt. Es war die Zeit, da die Krise um Kohle und Stahl ihrem Höhepunkt entgegensteuerte. Heute blickt Wischermann zurück: „Die Menschen im Ruhrgebiet sind vielleicht immer schon zu pessimistisch gewesen. Damals mußten wir besonders viel Überzeugungsarbeit leisten. Wir schauten uns zunächst in Dortmund um, aber dort gab es sieben Brauereien als Sponsoren – was hatten wir dem entgegenzusetzen? Bis die erste Gastronomische Meile stand, waren 36 Versammlungen notwendig."

Zu den Männern der ersten Stunde zählten neben Wischermann

An vier Tagen lockt die „Meile" jährlich über 200.000 Besucher auf den Friedensplatz

Norbert Braun, Rainer Konys, Paul Reuschenbach, Wolfgang Roeseler, Udo Thiemann und Hans-Jürgen Tils. Sie bildeten den Festausschuß des Verbandes und kamen schließlich überein, am 25. und 26. September 1987 auf dem Friedensplatz und in angrenzenden Straßen eine Leistungsschau der Oberhausener Gastronomie zu veranstalten. 34 heimische Betriebe hatten ihre Teilnahme zugesagt.

Volkstümliche Preise

Über die Spielregeln hieß es in einem Protokollvermerk u.a.: „Jedes Produkt kann nur einmal präsentiert werden und muß in dem Betrieb des teilnehmenden Gastronomen erhältlich sein. Teilnehmer sind ausschließlich Mitglieder des Gaststättenverbandes und deren Lieferfirmen." Einig war man sich auch in der Preisgestaltung: Speisen und Getränke sollten auf der Meile zu volkstümlichen Preisen, für jeden Geschmack und Geldbeutel, feilgeboten werden.

Zwar wurde ein buntes Rahmenprogramm vorbereitet, der Charakter einer Kirmes sollte aber bewußt vermieden werden. Das kulinarische Angebot reichte von Omas Reibekuchen bis hin zu internationalen Spezialitäten. Den Besuchern der Meile sollte schlicht das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Gleich die erste Meile wurde ein überwältigender Erfolg. Oberbürgermeister van den Mond rang Wischermann das Versprechen ab, sie alljährlich zu veranstalten: „Aber machen Sie es nicht zu perfektionistisch." Sie sollte so volkstümlich bleiben. Zwei Jahre später, als die Meile schon nicht mehr aus dem Kalender der Oberhausener Großereignisse wegzudenken war, gab der OB die Losung aus: „Wir können nicht nur feste arbeiten, wir können auch feste feiern."

Nach einem Jahrzehnt Gastronomische Meile hat sich daran nichts geändert. Wischerman bilanziert: „Ursprünglich hatten wir daran gedacht, die zweite Meile in Osterfeld und die dritte in Sterkrade zu veranstalten. Aber dann ging die Abstimmung doch immer 5:2 für den Friedensplatz aus." Sieben Gastronomen der ersten Stunde sind immer noch dabei, die starke Fluktuation in den Betrieben hat die Organisation der Meile nicht erleichtert. Die Planungen fürs näch-

„Motor" der kulinarischen Leistungsschau: ‚Ben Wisch' Paul Wischermann; links neben ihm OB van den Mond

ste Jahr beginnen am Tag nach der Meile – mit der Manöverkritik.

Als der Hotel- und Gaststättenverband NRW 1992 die Oberhausener Meile als vorbildlich lobte, fiel auch ein Wermutstropfen in den Freudenbecher: Auf dem Friedensplatz fehlten noch immer feste Installationen für Wasser und Strom. Die ständigen Abstimmungsgespräche mit den Behörden, zuweilen auch deren Alleingänge bei baulichen Veränderungen, erforderten starke Nerven.

Aus dem Oberhausener Veranstaltungsleben nicht mehr wegzudenken: die Gastronomische Meile

Paul Wischermann ist stolz darauf, daß der 100 000-DM-Etat für das Riesen-Schlemmerfest der stets über 200 000 Besucher bis heute gehalten werden konnte. Daß auch die Standgebühren stabil blieben, war nur aufgrund erheblicher Rationalisierungsanstrengungen möglich und dem Umstand zu verdanken, daß alle Beteiligten, bis hin zum Vorsitzenden, mit anpacken. Auch das Wetter spielte meistens mit: „In den ersten drei Jahren war es traumhaft, später wären wir einmal bei der Eröffnung fast abgesoffen." Der Erfolg der Meile führte dazu, daß sie auf vier Veranstaltungstage ausgedehnt wurde. Die jeweils im Einsatz befindlichen gut 150 Gastronomiekräfte geben längst kein Plastikgeschirr mehr aus und verteilen statt dessen umweltfreundliche Pfandbestecke.

Im September ist der Friedensplatz stets fest in der Hand der Gourmets und Gourmands. Schon 1993 wunderte sich ein Chronist: „Bevorzugt werden Weine und Champagner, aber auch viele Altbiersorten, die einst als Fremde Einzug in unsere Stadt gehalten haben."

Auch die 10. Meile stand unter einem guten Stern. Angesichts des strahlenden Sonnenscheins sprach Oberbürgermeister van den Mond bei ihrer Eröffnung von einem Jubiläumsgeschenk des Himmels. Mit der Meile könne die City weiter an Anziehungskraft und Ausstrahlung zulegen, um auch künftig gegenüber der Nachbarschaft konkurrenzfähig zu sein. Und dann gab es noch ein dickes Kompliment für Ben Wisch: „Ihre Gastronomische Meile ist aus dem Oberhausener Veranstaltungsleben nicht mehr wegzudenken." Als der Hotel- und Gaststättenverband Nordrhein wenig später, am 25. September, in der Luise-Albertz-Halle seine Jahresmitgliederversammlung abhielt, hieß es in seinem Geschäftsbericht anerkennend: „In diesem Jahr wurde in Oberhausen die 10. Gastronomische Meile veranstaltet, auch um den Gästen den Unterschied zwischen Amateur und Profi auf den Veranstaltungen ins Bewußtsein zu rufen. Mit dieser Zwecksetzung ist die Meile aktive Werbung gegen Schwarzgastronomie und mittlerweile ein Werbeträger für die Stadt Oberhausen."

Auch wenn manche Oberhausener in jüngster Zeit weniger Geld in der Tasche haben und ihr Freizeitverhalten in der Regel eher an Schmalhans Küchenmeister orientieren müssen: Die Meile ist für viele längst ein Muß. Aber es muß nicht immer Kaviar sein. 1996 fanden sich auf der Speisekarte u.a. Enten vom Grill, Scampis vom Rost, gebackener Camembert, Austern, Pfifferlinge, Spießbraten, Reibekuchen, Muscheln und Matjes.

Wenn das Bürgermeister Schwartz geahnt hätte...

EIN BESESSENER KULTURARBEITER

Walter Kurowski jazzt und zeichnet

MICHAEL PETRYKOWSKI

Indianer spielen keine Geige! Das hat Kuro einmal gesagt, als er noch klein war. Nun, da er damals gerade Indianer war, sollte es nicht lange dauern, bis die elterlich verordnete Fidelei ein Ende hatte. „Außerdem", sagt er verschmitzt, „war meine Musikalität ja ungleich größer. Also griff ich zur Trompete."

So begann der verschlungene und sich ständig verzweigende Weg des Oberhausener Künstlers Kuro, der immer von einem Merkmal gekennzeichnet war: Kreativität. Kuro, das ist übrigens Walter Kurowski, Jahrgang 1939, geboren im benachbarten Essen-Kettwig. Was er denn nun ganz genau ist? „Weiß ich eigentlich selbst nicht", gerät der Folkwang-Absolvent ins Grübeln, „oft habe ich davon geträumt, nur Maler zu sein. Aber das geht längst nicht mehr." Daß er Künstler ist, zweifelt auch er nicht im geringsten an, in erster Linie wohl Maler, Zeichner und Musiker. Jazzmusiker, wohlgemerkt, früher häufig am Baß, später meistens an der Trompete und am Flügelhorn. Den Baß hat er schon vor Zeiten endgültig in die Ecke gestellt, da fehlte es ihm nach eigener Erkenntnis doch an einer fundierten Ausbildung. Und über die verfügen die Nachwuchs-Jazzer von heute alle, so daß sie ihren Job einfach besser machen.

Die Kreativität, so glaubt Kuro im Rückblick, verdankt er nicht zuletzt seinem Vater, der ihn zum Malen und Zeichnen animierte. Es wurde so für ihn zur Selbstverständlichkeit, sich mit bloßen Strichen auszudrücken, was natürlich bis auf den heutigen Tag so geblieben ist.

Der Lehre als Graveur folgte ein Grafik- und Designstudium als Begabter an der Essener Folkwang-Schule. Schnell heimste er dort den begehrten Leistungspreis ein: „Ich war vielleicht noch einer der wenigen, die eine wirklich gute Ausbildung erhalten haben", sagt Kuro, „außerdem wußte ich damals genau, was ich tun sollte. Da mußte man auch noch lernen, Kleinholz zu hacken." Leicht gerät er ins Schwärmen, wenn er sich an die berühmte Garde der Künstler erinnert, die er seinerzeit kennenlernte. Den Leistungspreis bekam er übrigens mit Pina Bausch und Karl Ridderbusch, Namen, die später für Furore sorgen sollten. Kuro lächelt: „Ja, es war schon ein guter Jahrgang."

Parallel dazu entstanden seine ersten Kontakte zur Jazz-Szenerie, die damals ungleich reicher war als heute. Eine geradezu abenteuerliche Sache, meint der Künstler. Als Musiker ist Walter Kurowski im Grunde genommen Autodidakt. Irgendwann hat er sich ein Kornett gekauft, ließ sich die Tonleiter erklären, und dann blies er drauflos. Na ja, vier Jahre Unterricht in Rhythmik und Harmonie konnte und wollte auch er sich nicht ersparen: „Gut gerüstet swingt es sich halt besser." Im Kopf hatten sie Louis Armstrong und die Größen der Zeit, auch schon ein bißchen Miles Davis. Blue Note Juniors nannte sich die erste Formation, in der er spielte, eine recht erfolgreiche Band, denn immerhin schaffte sie den 2. Preis bei einem Amateur-Jazzfestival in Essen.

Und dann gab es noch den berühmten Essener Keller: „Da war eigentlich alles zu finden, was ich an künstlerischen Vorstellungen so hatte. Nebenbei existierte dort auch noch eine richtige Box- und Muskelszene." Bekannte Namen aus den späteren 50ern wie Starosch, Kalbfell oder Aldering fallen ihm spontan ein, einer originellen Story folgte die nächste. Ein Unglück bereitet dem Club ein jähes Ende, Walter Kurowski kommt nach Oberhausen.

Straßenkunst mit Kindern und Jugendlichen

Kuro in seinem Atelier in Eisenheim

Hier mimt er zunächst den Hofkünstler für ein bekanntes Unternehmen und setzt sich allmählich mit Attacken gegen die Altvordern der Stadt in Szene. Mit einer Karikatur haben ein Mitstreiter und er damals den Fadenzieher der Stadt, Willi Meinicke, auf die Schüppe genommen. Co-Produzent des Werkes war übrigens ein Mann namens Heinz Schleußer. Kuros Bekanntheitsgrad in der Stadt wächst schnell, natürlich auch und gerade in der Kunstszene. Er stellt aus, gibt Unterricht an der VHS, und zum Geldverdienen bemalt er auch hin und wieder mal ein Schaufenster. Es naht die Zeit des K 14, der einstigen Hochburg an der Ebertstraße für die Schar der Kulturschaffenden. „Dort haben wir alles gemacht", erinnert sich der 57jährige, „Politik, Musik, Ausstellungen, wir haben diskutiert und debattiert." Später, als das K 14 zur Lothringer Straße umgezogen war und sich fortan Fabrik nannte, schlug die Stunde für den Jazz-Frühschoppen. Dort spielten alle, die auch schon in den 70er Jahren Rang und Namen hatten: Koller, Seifert, Stanko und viele mehr. Aber Kuro wäre nicht Kuro, wenn er nicht schon bald wieder etwas anderes angepackt hätte. Er erzählt: „Eines Tages saßen wir bei Roland Günter im Garten und dachten: Wir müssen wieder Kultur machen. Da stießen wir auf die Werkstatt Eisenheim, wo ursprünglich die Ruhrwerkstatt untergebracht werden sollte." Ziel war es, etwas gegen Jugendarbeitslosigkeit zu tun, die berufliche Bildung zu forcieren. Gedacht, gesagt, getan, ein neues Kulturzentrum war geboren.

Kuro griff zu Pinsel und Farbe, malte die Story des Jazz an die Kellerwände, Stühle wurden besorgt, im „Blue Note" konnte Jazz gespielt werden. Endlich, sagte er sich zu jener Zeit, endlich haben wir wieder einen Jazz-Keller. Am 3. Mai 1980 fällt der Startschuß, ab da heißt es jeden Sonntagmorgen:

Jazz in Eisenheim. „Faszinierend, wie groß der Einfluß der Blue-Note-Konzerte auf die Oberhause-

„Caffee-Bar Vrboska" auf der Insel Hvar, Bleistift/Aquarell 1996

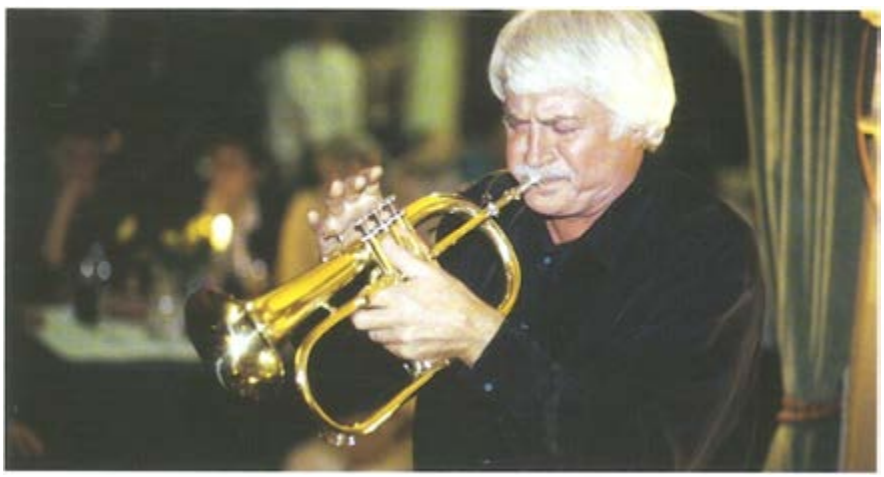
ner Szene im Laufe der Zeit wurde", resümierte Kuro nicht ohne Stolz, „viele junge und talentierte Musiker wollten unbedingt bei uns spielen." Aber auch die Altmeister gaben sich dort ein Stelldichein. Unbestrittene Höhepunkte im Keller-Dasein waren zweifelsfrei die Auftritte des amerikanischen Altsaxophonisten Lee Konitz. Wer hätte damals je daran gedacht, daß eine solche Koryphäe der Cool-Ära im „Jazznest" Oberhausen zu sehen ist? Kuro hat es möglich gemacht.

Sechs Jahre lang fungierte Kuro als Vorsitzender des Eisenheimer Kulturzentrums, dann sahen die Macher keine Zukunft mehr. Eine städtische Förderung gab und gibt es nicht, der Verein lebte von Mitgliedsbeiträgen und Einnahmen bei Veranstaltungen. Das ging nicht lange gut, denn, so sagt Kuro: „Kultur zum Nulltarif ist nun mal nicht möglich." Außerdem schlug zu dieser Zeit die große Stunde des Musikzirkus Ruhr, die kulturellen Interessen verschoben sich. Zur Zeit liegt das Zentrum mehr oder minder brach, für Kuro und einige Mitstreiter stellt sich die Frage nach Neubeginn oder Untergang. Ein Modell zur Rettung hat er sehr wohl im Kopf: Es könnte zu einer Art Kommunikations- und Künstlerzentrum umgestaltet werden, mit Ateliers und so weiter ...

Noch immer aber hält es Walter Kurowski für seine Pflicht, etwas daraus zu machen.

Im Jahre 1984 wurde Kuro fast schon bürgerlich, als er Angestellter der Stadt Oberhausen wurde. „Stadtkünstler" lautet noch immer sein offizieller Titel. Mit anderen

Worten: Er macht Kultur in öffentlichem Auftrag. Und das mit sichtlichem Erfolg. Seine Jazz-Projekte konnte er bis in die heutigen Tage weiterführen, das von ihm kreierte „Jazzkarussell" dreht sich noch immer in der Stadt. Und Kuro spielt noch immer Flügelhorn, mit wechselnden Begleitern. Als Stadtkünstler ist seine Tätigkeit klar definiert, und daher sieht er es als seine Aufgabe an, sich ganz unterschiedliche Kulturprojekte auszudenken und zu realisieren. Das muß er häufig unter, wie er es ausdrückt, „denkbar schlechten Bedingungen tun", und nicht immer findet sein Schaffen die gebührende Anerkennung. „Vielfach wurde ich gebissen", sagt er mit einer Mischung aus Ärger und Bedauern, „es gab sogar Versuche, mich zu demontieren." Aber seine schier unglaubliche Motivation und sein Engagement auch in aussichtslos erscheinenden Situation geben ihm die Kraft, durchzuhalten; wenn er auch nach eigenem Bekunden heutzutage ein wenig ruhiger fährt und mehr Zeit für die Familie aufbringt. Aber Kuro war und ist ein besessener Kulturarbeiter, ein Animateur, der die Leute dusselig geredet und Striche gezeichnet hat. Einer, der die fortschrittliche Schiene bevorzugt, das Etablierte aber nie vergißt. Einer, der vor allem auch aus politischer Motivation heraus aktiv wird, wenn er etwa die Gewerkschaften künstlerisch begleitet und ihre Ostermärsche jazzend untermalt. „Ich werde manisch getrieben", sagt er, „noch immer spüre ich das Jucken, etwas Neues zu machen." Sollte es mal nicht so klappen, dann ruft er sich seinen Leitgedanken in die Erinnerung, der da lautet: Kulturmenschen arbeiten unter allen Bedingungen. Daß ihm längst noch nicht die Puste ausgegangen ist und daß er noch immer Spektakuläres auf die Beine bringt, konnten die Oberhausener – und nicht nur die – sehen, als ihnen Kuro das größte Bild der Welt präsentierte. Mit 750 Schülern bemalte er die Marktstraße, es entstand ein 1000 Meter langes Werk im Auftrag des City-Werberinges, das weit über Oberhausens Grenzen hinaus große Anerkennung fand. Eine ganze Lkw-Ladung voller Farben wurde dabei verpinselt. Über die bürokratischen Hindernisse, die ihm für dieses und ähnliche Projekte in den Weg gestellt werden sollten, kann er inzwischen nur noch herzlich lachen.



Verliebt in den warmen Klang des Flügelhorns: Jazz kommt aus der Seele und aus dem Bauch – dann überzeugt er

Auf der anderen Seite ist Kuro noch immer der Künstler geblieben, der sich regelmäßig als Maler und Zeichner der Öffentlichkeit präsentiert. Das ist ihm höchst wichtig, denn: „In meiner anderen Rolle kann ich nur dann glaubhaft erscheinen, wenn ich selber male, selber zeichne." Seine Themen sind noch immer die Menschen, ihre Umgebung, ihre Verhaltensweisen, ihre Charaktere. Mit zunehmendem Alter, sinniert er, bevorzugt er doch eher das Zeichnen. Aus gutem Grund: War er als junger Künstler heftig und impulsiv, so erkennt er jetzt mehr Einzelheiten, mehr Feinheiten in seinen Motiven. Es ist ihm ein Anliegen, diese Feinheiten zu schildern und zu verarbeiten. Kuro sagt: „Ich habe einige Jahrzehnte gebraucht, um meine Hand dahin zu kriegen, daß sie zeichnet, was ich will." Seine Ausstellungen aus der jüngeren Vergangenheit geben eindrucksvoll Zeugnis von seiner dataillierten Seh- und Sichtweise.

Welche Rolle spielen seiner Meinung nach Kunst und Kultur in Oberhausen? Nun, meint Kuro, Kunst sei in der Stadt noch immer gefragt, auch der Jazz. Es sei zwar ein kleiner, dafür aber beständiger Kreis. Oberhausen, die Stadt im Umbruch, stehe in Sachen Kultur nicht übel dar, sie hat nach seiner Einschätzung auch in Zukunft eine Menge Möglichkeiten. Es sei immer nur eine Frage der eigenen Phantasie. Und Oberhausen, seine eigentliche Heimat, mag er ja noch immer – trotz der Neuen Mitte.

BÜCHER GEGEN DEN TRITT

Oberhausener ASSO-Verlag gibt anspruchsvolle Ruhrgebietsliteratur heraus

MICHAEL SCHMITZ

Oft gilt der Prophet im eigenen Lande wenig. Wenn es sich dann noch um eine Frau handelt, oder, wie in diesem Fall, um zwei, um Prophetinnen also, ist eine angemessene Einschätzung vielleicht doch noch unterentwickelt. Nun werden sich Annemarie Stern und Anneliese Althoff zwar dagegen wehren, als Prophetinnen zu gelten, die Arbeit aber, die die beiden im Zwei-Frauen-Betrieb ASSO-Verlag seit 1970 leisten, zeugt schon von außerordentlichen Gaben.

Lothringer Straße 64, eine Adresse mit Gewicht und Tradition in Oberhausen. Hier sitzt der Verein zur Förderung politischer Bildung K 14 e.V., eine der ältesten kulturpolitischen – heuer nennt man das modisch soziokulturell – Initiativen in deutschen Landen. Hier hat auch der ASSO-Verlag seit etlichen Jahren sein Domizil. Die Nachbarschaft kommt nicht von ungefähr. 1970, das Jahr der Verlagsgründung, da war die Zeit der Studentenbewegung, der Außerparlamentarischen Opposition, da versuchten junge Leute, verkrustete Strukturen aufzubrechen. Und viele dieser, die aus Oberhausen und Umgebung kamen, hatten ihren Treffpunkt im damals noch an der Ebertstraße beheimateten K 14, das kurz später an die Lothringer Straße zog. Anneliese Althoff und Annemarie Stern haben auch ihre gedankliche Nähe zum K 14 seit diesen Tagen, Anneliese Althoff hat jahrelang im K-Vorstand mitgearbeitet.

Auch die Autorinnen und Autoren, die ASSO verlegt hat und noch verlegt, werfen immer wieder einen wachen Blick auf gesellschaftspolitische Mißstände, setzen sich mit der Sozialgeschichte vor allem des Ruhrgebietes auseinander, kritisch, aber auch liebevoll. Das war so, als 1971 als erstes Buch „Zum Beispiel" Bottrop von Erika Runge und Werner Geifrig herausgegeben wurde, das wird so sein, wenn 1996 und 1997 ein Erzählband von Kurt Küther und ein Band mit Gedichten von Ilse Kibgis erscheinen werden, wenn an einem Buch gearbeitet wird, das, basierend auf Texten von Walter Köpping und angereichert mit Literatur und Grafiken die Geschichte der Bergleute etwa von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute spiegeln wird.

Wenn Annemarie Stern und Anneliese Althoff die Konzeption ihres ASSO-Verlages skizzieren, dann tun sie das knapp, schnörkellos: Der Verlag hat seinen Sitz in der Ruhrgebietsstadt Oberhausen und veröffentlicht seit 1970 Prosa und Lyrik zeitgenössischer Autoren neben Sachbüchern zur Sozialgeschichte und aktuellen gesellschaftspolitischen Themen. Weitere Sachgebiete sind Lieder und Jugendbücher. Ein Teil des Programms beschäftigt sich mit der regionalen Literatur des Ruhrgebietes, die authentisch und nachprüfbar die Wirklichkeit beschreibt und reflektiert.

Prinzipiell bevorzugt der Verlag jene Texte, die aufklärerisch, praktikabel und informativ, unterhaltend und phantasievoll Kenntnisse vermitteln und Impulse anregen können. In diesem Zusammenhang sieht der Verlag auch seine Einzelveröffentlichungen und Anthologien wichtiger Arbeiterautoren der Bundesrepublik, wobei das Industriegebiet an der Ruhr nicht nur aus Gründen des Standortes den Schwerpunkt bildet. Die tiefgreifenden Veränderungen der Region durch neue Technologien, die Gefahren und Verluste, Fragen der sozialen Gerechtigkeit und Gestaltung neuer Freiräume sind zunehmend Themen dieser Literatur.

Mit Verlaub, ein hoher Anspruch, ein verdammt hoher. Literatur zu

verlegen, die nicht aus den Regalen gerissen wird wie Triviales, wie Science Fiction wie Krimis oder neue Romane der ganz großen Autoren, da ist weder die schnelle noch die große Mark zu machen. Für Anneliese Althoff und Annemarie Stern aber nie Anlaß, gegen die innere Überzeugung zu arbeiten. „Lieder gegen den Tritt" war Annemarie Sterns erste eigene Veröffentlichung im ASSO-Verlag, gegen den Tritt, gegen den Strich wurde auch in Zeiten gearbeitet, als die wirtschaftlichen Zahlen alles andere als hoffnungsfroh waren.

Denn Mutlosigkeit und mangelnde Risikobereitschaft kann man den Verlegerinnen wahrlich nicht nachsagen. Als sie sich 1982 an Walter Köppings 100 Jahre Bergarbeiterdichtung wagten, an ein wahrlich monumentales Werk, war Erfolg keineswegs vorprogrammiert. Gut, mit Elogen bundesweit konnte man rechnen. Auch, daß sich der Ministerpräsident des Landes NRW ganz persönlich bedanken würde, Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond ebenfalls, der da schrieb: Sehr geehrte Frau Althoff! Beim Lesen des Buches ‚100 Jahre Bergarbeiter-Dichtung' werden Erinnerungen wach. In dem Buch wird die Sprache gebraucht, die jeder kennt, dem der Bergbau vertraut ist. Deutlich wird aber auch die Schwere der Arbeit, die Kameradschaft und das Solidaritätsgefühl der Bergarbeiter. Herzlichen Dank und dem Buch ein ‚Glückauf'."

„Leser, liest du diese Lieder/denke dabei immer wieder/daß sie tief im Schoß der Erden/dort bei Arbeit und Beschwerden/wo kein Professor zu Handen/sich zu allermeist entstanden." Heinrich Kämpchen, der erste bedeutende Bergarbeiter-Dichter, schrieb diese Zeilen in seinem 1898 entstandenen Gedichtband „Aus Schacht und Hütte", inmitten der ersten Streiks im Bergbau. Sie könnten entliehen sein diesem grandiosen Werk aus dem ASSO-Verlag, der bis dahin oft unveröffentlichte Arbeiten von Max von der Grün, Joseph Winkler (Der tolle Blomberg), Otto Wohlgemuth, Herbert Berger oder Heinrich Kämpchen enthielt.

Flaschenpost für die Nachwelt nannte Köpping bei der Vorstellung damals im Sterkrader Ausbildungszentrum der Zeche Osterfeld seine Anthologie, sie solle Orientierungshilfe sein für Menschen, aber auch in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit eingesetzt werden. Und dann unterstrich Köpping, heute weiß man dieses, die prophetischen Gaben der ASSO-Frauen, die damals das Wagnis eingingen: Es ist das erste, sicherlich aber nicht letzte Buch über Bergarbeiter-Dichtung. Denn gerade jetzt passiert wieder soviel im Bergbau, was die Autoren wieder literarisch dokumentieren müssen. Was hat sich eigentlich geändert seit dieser Zeit?

Gar nicht so viel. Immer noch, wenn vom ASSO-Verlag die Rede ist, wird gern die linke Ecke zitiert, Gesellschafts- und Sozialkritik gilt eben als links, auch wenn sie berechtigt ist. Bundesweit Schlagzeilen machte der ASSO-Verlag Anfang 1982 so dann auch mit dem

Annemarie Stern ist Lektorin im ASSO-Verlag

sogenannten Hochlarmarker Lesebuch. Mitte Dezember 1981 hatte der Geschichtskreis aus Recklinghausen Hochlarmark sein Lesebuch „Kohle war nicht alles" – 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte vorgestellt. Eine Liebeserklärung an Hochlarmark nannte eine Recklinghäuser Lokalzeitung seinerzeit

das im ASSO-Verlag erschienene Werk, doch mit der Liebe war es bald vorbei. Schon vier Wochen später, die erste Auflage von 5000 Exemplaren war nahezu vergriffen, giftete die örtliche CDU gegen die Stadtteilkulturarbeit, unter deren Federführung der Hochlarmarker Geschichtskreis nahezu drei Jahre lang an dem Buch gearbeitet hatte, die Stadtteilkulturarbeit solle aus Kostengründen eingestellt werden. Ein Pfarrer im Ruhestand, Hobbyhistoriker, monierte eine verzerrte Geschichtsdarstellung, einäugig, ideologisch bestimmt, vor allem das Kapitel Kapp-Putsch und Rote Armee brachte ihn auf die Palme. Einseitig werde für die Rote Armee Stellung bezogen, so sein Vorwurf, ohne den Versuch zu machen, auch die Gegenposition zu Wort kommen zu lassen. Daß es bis dahin keine Bewertung des Kapp-Putsches in den Geschichtsbüchern gegeben hatte, ließ der Pfarrer i. R. unerwähnt.

Monatelang schwelte der Streit, die Kritiker bemühten sogar den Verfassungsschutz. So fragte ein CDU-Politiker an, ob man denn wisse, daß der herausgebende ASSO-Verlag zur Arbeitsgemeinschaft sozialistischer und demokratischer Verleger und Buchhändler gehöre, über die es im Verfassungsschutzbericht 1979 geheißen habe, sie liefere mit ihrer Literatur eine Waffe im Klassenkampf? Der ASSO-Verlag als Waffenschmiede im Klassenkampf, nun hagelte es Rückendeckung etwa auch vom damaligen Oberhausener SPD-Landtagsabgeordneten und heutigen Landesminister Prof. Dr. Manfred Dammeyer und von Prof. Dr. Roland Günter, dem Eisenheim-Professor. Auf den Punkt brachte die Diskussion damals ein Leserbriefschreiber aus Marl: Der ASSO-Verlag hat sich hier nicht zu rechtfertigen, denn jedes seiner Bücher spricht für sich. Daß er im Verfassungsschutzbericht aufgeführt wird, spricht nicht gegen ihn, sondern gegen einen Verfassungsschutz, dem die gesamte Friedensbewegung suspekt ist und der in jedem Akt zivilen Widerstands schon Berufsverbotsbegründungen sieht. Der Pfarrer i.R. dagegen erhielt wohl kaum erbetene Schützenhilfe: Die Deutsche Nationalzeitung zitierte groß und breit seine Einwände und geißelte das Hochlarmarker Lesebuch, das sich streckenweise wie ein kommunistisches Propagandapamphlet lese.

Der Zwei-Frauen-Betrieb ASSO-Verlag bringt für Anneliese Althoff (oben) und Annemarie Stern viel Arbeit

Anneliese Althoff und Annemarie Stern, zusammen inzwischen gut 140 Jahre jung. Wach und kritisch ja, immer das Ohr an Minderheiten, an Entrechteten, Unterdrückten. Schließlich kennen sich die beiden seit den ersten Ostermärschen Anfang der 60er Jahre. Gemeinsame Anliegen, die die Verlagsarbeit geprägt haben, prägen mußten. Wobei die „Rollenverteilung" funktioniert. Annemarie Stern ist als Lektorin das literarische, Anneliese Althoff das ökonomische Haupt, wobei die Grenzen bei so scharf zu analysieren verstehenden Frauen natürlich fließend sind.

Gleichwohl steht seit der Verlagsgründung am 2. November 1970 – zuvor waren schon einige Liederhefte etwa von Dieter Süverkrüp herausgegeben worden – das Literarische ganz im Mittelpunkt. Für Annemarie Stern ist die Ruhrgebietsliteratur alles andere als spröde: „Wir legen strenge Maßstäbe an die literarische Qualität." Bei bislang nahezu 100 Büchern und dem Material, das dafür gelesen werden muß, ein hoher Anspruch. Enorme Beachtung findet diese Leistung seit Jahren auf der Frankfurter Buchmesse, wo der ASSO-Verlag zu den frequentiertesten gehört. Veröffentlichungen über die beiden Frauen gibt es auch in Dänemark, Schweden und Norwegen.

Und nicht zuletzt finden die Bücher auch ihre Leser. „Lieder gegen den Tritt" und das Hochlarmarker Lesebuch wurden inzwischen jeweils rund 45000mal gedruckt, das 1978 erschienene Buch „Zwischen Tackenberg und Rothebusch" des unvergessenen Josef Büscher ist eines der liebevollsten und intimsten Heimatbücher der Region, wird in der Szene beinahe wie ein Kult gehandelt. Autorinnen und Autoren, die ASSO verlegt, werden immer wieder mit bedeutenden Preisen ausgezeichnet. So war Liselotte Rauner 1986 erste Preisträgerin des „Literaturpreises Ruhrgebiet", Heinrich Peuckmann erhielt 1988 den „Förderpreis für junge Künstler der Stadt Dortmund", „100 Jahre Bergarbeiterdichtung" wurde gleich mehrfach ausgezeichnet, Günter Westhoff erhielt den „Ruhrpreis für Kunst und Wissenschaft der Stadt Mülheim", Kurt Küther den "Bottroper Kulturpreis 1990". Die Liste ließe sich noch reichlich fortsetzen.

Sein Domizil hat der ASSO-Verlag auf der Lothringer Straße neben der Fabrik „K 14".

Gleichwohl ist das Geschäft mit kritischer Literatur ein hartes, immer wieder auch ein mißachtetes. Ein Beispiel aus unserer Stadt mag da herhalten. Ein VHS-Arbeitskreis hatte in Zusammenarbeit mit dem Projekt Sozialgeschichte lange Zeit an der Geschichte des antifaschistischen Widerstandes in Oberhausen gearbeitet. 1983 war das Buch fertig, „Wir Hoch- und Landesverräter" erschien natürlich im ASSO-Verlag. Geschichte zum Anfassen, Berichte von noch lebenden Zeitzeugen, von Verfolgten, von Opfern des NS-Terrors, Berichte aus eine Zeit, die noch heute in einem offiziellen Oberhausener Geschichtsbuch nicht mit der erforderlichen Genauigkeit aufgearbeitet ist. Die Hacken haben sich Anneliese Althoff und der Arbeitskreis abgerannt, um das Buch für den Geschichtsunterricht in Oberhausener Schulen anzubieten. Die Resonanz war gleich Null, obwohl die Etatmittel lächerlich gering gewesen wären. Entmutigt hat die Verlegerinnen das keinesfalls, sie machen weiter, wie eine große Ruhrgebietszeitung kürzlich schrieb, Bergarbeit. ASSO könnte stehen für Aufrechter Gang, Soziale Verantwortung, Stehvermögen und Offenheit.

BLICK ZURÜCK AUF 1996

HELMUT KAWOHL

Die Neugestaltung der Marktstraße geht dem Ende zu

Den Eisfischern kamen die frostigen Temperaturen gerade recht

Die Zeiten, in denen Oberhausen nur mit Kohle und Stahl, den Kurzfilmtagen und dem früheren Fußball-Bundesligisten RWO in Verbindung gebracht wurde, gehören endgültig der Vergangenheit an. Hierzu hat 1996 wesentlich das CentrO. in der Neuen Mitte beigetragen. Ein derart gewaltiges Medieninteresse wie zur Eröffnung von Europas modernstem Einkaufs- und Freizeitzentrum hat die Stadt noch nie erlebt. Der Name Oberhausen ging in die ganze Welt hinaus, und – was wichtig war – diesmal waren die Nachrichten positiv.

Für viel Furore über Oberhausen hinaus sorgten 1996 auch die Wiedereinführung der Straßenbahn nach 28 Jahren, die supermoderne Veranstaltungshalle „Arena" sowie der Gasometer, der nicht nur das Symbol für den Strukturwandel ist, sondern als außergewöhnlicher Veranstaltungsraum nach drei erfolgreichen Ausstellungsjahren inzwischen Besucher aus ganz Deutschland anzieht.

Werfen wir einen kurzen Blick zurück auf die wichtigsten Schlagzeilen des vergangenen Jahres.

DEZEMBER '95/JANUAR

Oberstadtdirektor präsentiert neuen Zeitplan: Umbau Marktstraße soll Ende August 1996 beendet sein · Verbreiterung Osterfelder Straße: Letzte Brücke wird abgerissen · CDU feiert 50jähriges Bestehen in der Luise-Albertz-Halle · Varieté „et cetera" gastiert im Ebertbad · Stadttheater präsentiert im Gasometer Becketts Schauspiel „Endspiel" · Revierpark Vonderort investiert 4 Mio. DM in Umbau der Saunaanlage · 18jähriger starb bei Unfall auf der A 42 · Babcock-Handel zieht nach Friedrichsfeld · Ehepaar an der Bebelstraße erschossen im Bett gefunden · Niederländer Hans N. J. Matthijsse wird Geschäftsführer des CentrO. · In der „Turbinenhalle" feiert der WDR-Sender „Eins Live" seine Silvester-Megaparty · RWO-Trainer Erlhoff schmeißt nach wenigen Wochen das „Handtuch" · Styrumer verabschieden den neuen Weihbischof Franz Vorrath · US-Unternehmen IDEA will in der Neuen Mitte 300 Mio. DM in einen Marina-Park mit einem großen Aquarium investieren · Tödlicher Griff an die Oberleitung: Mann im Hauptbahnhof verbrannt

FEBRUAR

Neue EVO-Gasturbinenanlage versorgt auch die Neue Mitte · Arktische Temperaturen legen Bau der Straßenbahntrasse vorübergehend lahm · „Kaufhof" setzt weiter auf die Marktstraße · Erste neue Straßenbahn rollt ins Mülheimer Depot · Polizei zerschlägt Dealer-Ring · Hoechst AG plant Wohnprojekt in Holten · Sechs Oberhausener Preisträger bei „Jugend musiziert '96" · Polizeipräsident Karl-Bernhard Schusky soll neuer städtischer Beigeordneter werden · Babcock will weitere 3000 Stellen abbauen · Oberverwaltungsgericht Münster verfügt Baustopp für das geplante Dach über der Marktstraße · Stadt will Projekt mit Gutachten retten · 100.000 feiern Prinz Siegfried beim Karnevalszug durch Oberhausen · Chaos auf verschneiten Straßen : Busse stellten Betrieb ein · 90 Verkehrsunfälle · 500-Tonnen-Kran legte neue Straßenbahnbrücke über die A 516 · Vier Stahlwerker gewinnen 2,6 Mio. DM im Lotto · Caritas legt Grundstein für das Wilhelm-Knappmann-Haus, ein Zentrum für psychisch Erkrankte

Vier junge Menschen starben bei einem Wohnhausbrand in der Leibnitzstraße

Der Zirkus „Flic Flac" begeisterte im Revierpark

Die kostenlosen Stadtrundfahrten waren ein Renner

März

Stadttheater zeigt deutsche Erstaufführung von „Dead Funny" · Franz-Josef „Kiki" Kneuper neuer Trainer beim Fußball-Regionalligisten RWO · STOAG testet die neue Straßenbahn · Grundsteinlegung des Siedlerbundes für Selbsthilfe-Wohnbauprojekt „An der Hüttenbahn" · Emil Breithecker neuer Stadtdechant für das Dekanat Oberhausen · Boden vom Rhein-Herne-Kanal bildet Fundament für Landesgartenschau · ÖTV-Kreisvorsitzender Karl-Werner Neuber stirbt im Alter von 63 Jahren · Sterkrader Traditionsgaststätte „Berghof" existiert seit 180 Jahren · Bundeslandwirtschaftsminister Borchert besucht Bauernhof in Oberhausen · Stadtrat verabschiedet Haushalt mit Rekorddefizit von 130,2 Mio. DM · Splitterbombe in der Neuen Mitte entschärft · Robert Kempchen Isoliertechnik GmbH meldet Konkurs an · 75 Jahre MGV Rheingold · Bundesverdienstkreuz für Probst Karl Wehling · Feuer tötet vier Menschen in Wohnhaus an der Leibnitzstraße · Arbeitersiedlung Eisenheim feiert 150jähriges Bestehen

April

1. Alt-Oberhausener Ostermarkt · Gewerkschafter und Kommunalpolitiker Rudolf Jakfeld stirbt im Alter von 84 Jahren · 200 Ostermarschierer auf dem Friedensplatz · Markthalle wird für 4,3 Mio. DM an die Den Danske Bank aus Kopenhagen zwangsversteigert · Bau der Arena in der Neuen Mitte weit fortgeschritten · Neue STOAG-Flotte zu 60 Prozent „niederflurig" · Zirkus „Flic Flac" gastiert im Revierpark Vonderort · Erweiterungsbauten für 3,3 Mio. DM: Stadt schafft Platz für Grundschüler · Richtfest im CentrO.-Park für drei Restaurants · Neue Höhen-Rettungsstaffel bei der Berufsfeuerwehr · NRW-Finanzminister Heinz Schleußer wird „60" · SPD beschließt im Rat die Teilprivatisierung der Wirtschaftsbetriebe Oberhausen: 49 vH der Gesellschaftsanteile für das Bieterkonsortium R+T/Babcock Kommunal · NRW-Kultusministerin Ilse Brusis eröffnet 42. Internationale Kurzfilmtage · Neues „Autobahnohr" an der Kreuzung A 516/A 42 fertiggestellt · Im Louise-Schroeder-Heim soll ein Tagespflegezentrum errichtet werden

Mai

Zwei kostenlose Stadtrundfahrten der Stadt zum Strukturwandel in Oberhausen · 2000 Bürger nehmen teil · Mülheim, Essen und Oberhausen feiern Umweltfest im Revierpark · Kommissar Schimanski alias Götz George dreht für neuen „Tatort" am Kanal in Oberhausen · Kostenlose Parkplätze in der Neuen Mitte umstritten · Land NRW stellt 11,5 Mio. DM für Neugestaltung des Knappenviertels zur Verfügung · Babcock-Rohrleitungsbau streicht 350 Stellen · Ausstellung „ICH PHOENIX" im Gasometer eröffnet · Stadt und Deutsche Bahn AG unterzeichnen Vertrag zur Umgestaltung des Hauptbahnhofes · 15jähriger Schüler auf der Mülheimer Straße von Pkw tödlich überrollt · Richtfest für Studiokomplex von High Definition Oberhausen · Neue Mitte fasziniert Generalkonsul aus den USA · Tausende erkunden zu Fuß oder mit dem Fahrrad die neue ÖPNV-Trasse zwischen Hauptbahnhof und Bahnhof Sterkrade · 2500 Schüler demonstrieren für eine bessere Ausbildung

Hatte den Durchmesser des Gasometers: Der „Feuerring" von Kain Karawahn

Perfekt: Neue Zentrale von Coca-Cola wird auf dem CentrO.-Gelände gebaut

Volksfeststimmung beim DFB-Pokalhit gegen den FC St. Pauli

Juni

Riesenfete und freie Fahrt für jedermann bei der Wiedereinführung der Straßenbahn · Anzeigetafel aus dem Ulrich-Haberland-Stadion in Leverkusen für das Niederrhein-Stadion · Viel Rummel bei heißen Temperaturen auf der Sterkrader Fronleichnamskirmes · RWO schließt Regionalliga-Saison mit Platz 8 ab · Umbau des Schlosses Oberhausen beginnt · Falkensteinschule wird 125 Jahre alt · Melanchthonschule feiert 100jähriges Bestehen · Theaterpublikums-Preis für Andrea Bettini · Theater besuchte Künstler in der Partnerstadt Saporoshje · 3. Hamburger Fischmarkt in Osterfeld · Land NRW will geplantes Großaquarium in der Neuen Mitte bezuschussen · Event bei „ICH PHOENIX": Feuerring auf dem Gelände der Zeche Osterfeld · 215 Tonnen schwere Brücke über den Rhein-Herne-Kanal montiert · Innenminister Kniola informiert sich im Arbeitskreis „Kriminalitätsvorbeugung" · 75 Jahre DLRG Oberhausen · Türkischer Botschafter im CentrO. · Fußball-A-Jugend von Sterkrade 06/07 schafft Aufstieg in die Niederrhein-Liga

Juli

Kirchen legen Grundstein für ökumenisches Zentrum in der Neuen Mitte · Bernhard Elsemann neuer städtischer Beigeordneter für die Bereiche Personal und Organisation · Coca Cola GmbH entscheidet: Deutschland-Zentrale wird von Essen in die Neue Mitte Oberhausen verlegt · Bau- und Planungsdezernent Dr. Dierk Hans Hoefs wird neues technisches Vorstandsmitglied bei der STOAG · Personentunnel im Hauptbahnhof hat nach zwei Jahren Bauzeit einen Westausgang · Geplante Theater-Ehe mit Essen ist gescheitert · In ehemaliger Lagerhalle von Babcock-Handel entsteht Europas größte Jumbo-Kartbahn · Deutsche Box-Olympia-Staffel gewinnt Länderkampf gegen die Ukraine (7:2) · Zwei neue Dezernenten für die Bereiche Planen, Bauen , Wohnen: Hans-Jürgen Best und Peter Klunk · Tennis-Bundesligist OTHC startet mit 7:2-Siegen gegen Neuss und Essen in die neue Saison · Kunstmäzen Prof. Ludwig in Aachen gestorben · 80 Schweine nach Blitzschlag verbrannt · Eröffnung des Volksgolfplatzes auf dem Jacobi-Gelände vorerst geplatzt

August

Straßenbahn beeindruckt auch japanisches Fernsehteam · 12. Alstadener Bürgerfest mit Roberto Blanco · CDU-Ratsherr Johannes Söller im Alter von 62 Jahren gestorben · Vertrag zur Teilveräußerung der Wirtschaftsbetriebe Oberhausen unterzeichnet · RWO unterliegt im DFB-Pokal-Hit dem FC St. Pauli erst nach großem Kampf (1:4) · Jürgen Drews und Nicki beim 11. Osterfelder Stadtfest · Viel Expertenlob für das Theater Oberhausen · Kanäle im CentrO. werden mit Wasser gefüllt · 248-Tonnen-Anlagen-Teil: Einer der größten Schwertransporte verläßt GHH-Gelände · Osterfelder Straße wieder freigegeben · Umbau kostete 44 Mio. DM · Beschäftigte im Handel legen Arbeit nieder · „Sol Inn" Hotel in der Neuen Mitte nach fünfmonatiger Bauzeit eröffnet · Marktstraße feiert nach dreijähriger Umbauzeit das Ende der Arbeiten · „Umsicht"-Versuchsanlage erzeugt aus Biomasse Gas · Babcock-Kessel bestanden Druckprobe: Neue Technik kostet Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage 140 Mio. DM

Der goldene Schnitt: Das CentrO. ist eröffnet

Montserrat Caballé testete die Arena für ihr Weihnachtskonzert

Weiße Königstiger waren die Attraktion beim Circus Barum

September

OTHC-Tennis-Cracks scheitern im Bundesliga-Halbfinale an GW Mannheim · 10. Gastronomische Meile auf dem Friedensplatz · Center-Point neues Wahrzeichen für Sterkrade-Mitte · Telekom installierte innovatives Glasfasernetz im CentrO. · NRW-Landesminister Brusis, Höhn und Schleußer informieren sich über das Landesgartenschau-Gelände · Neue Fußgängerbrücke über den Rhein-Herne-Kanal verbindet Osterfeld mit dem Gehölzgarten Ripshorst · Filmschauspieler Veronica Ferres und Til Schweiger eröffnen das Warner Bros. Cinema im CentrO. · Riesiger Medienrummel begleitet die Eröffnung des CentrO. - NRW-Ministerpräsident Johannes Rau kommt - Über 200.000 Besucher am ersten Tag - Vier Tage freie Fahrt mit der „neuen STOAG" · „Arena" feiert mit Eishockey-Spiel Premiere · Freifläche an der Goebenstraße heißt jetzt „Saporoshje-Platz" · 100 Menschen aus sechs Nationen treffen sich zu einer multilateralen Jugendbegegnung · Pop-Gruppe „Purple Schulz" spielt beim City-Fest auf der Marktstraße

Oktober

Grundsteinlegung für neues Wohn-, Gewerbe- und Einkaufszentrum Königshardt · Europas modernste Indoor-Kartbahn im ehemaligen Eisenlager von Babcock-Handel eröffnet · Spatenstich für den Aus- und Umbau des Stadions Niederrhein · 4. Oberhausener Großausstellung und Verbrauchermesse erstmals im Gewerbepark Am Kaisergarten · „Nacht der Literatur" mit Chris Howland im Ebertbad · Mercedes-Benefiz-Ball unterstützt Ausbildung von Jugendlichen · RWO erobert mit Sieg über Wuppertal die Tabellenspitze in der Regionalliga · Rat beschließt Gründung einer Tourismus GmbH · Tarifverhandlungen: 1000 Metaller legten die Arbeit nieder · Theater feiert Premiere mit „Romeo und Julia" · Montserrat Caballé testet Arena für Weihnachtskonzert · Pizzabäcker wurde ermordet · Pool-Billard-Europameisterschaft in der Luise-Albertz-Halle · Music Circus Ruhr wird vorübergehend geschlossen · Illustrierte Stern und Bausparkasse Schwäbisch Hall wollen Wunschhaus der Deutschen in Oberhausen bauen

November

Drei junge Menschen sterben bei Autounfall in Höhe des Oberhausener Kreuzes · Ausstellung beendet: Knapp 96.000 Besucher sahen das Kunstereignis „ICH PHOENIX" · Bewaffnetes Duo raubt Sparkasse in Osterfeld aus · CentrO. ermöglicht den ganzen Monat freie Fahrt mit der STOAG werktags ab 17 Uhr · Bäcker bieten erstmals am Sonntag Brötchen an · Resolution des Rates zur Erhaltung der 200 Industriearbeitsplätze im gefährdeten E-Stahlwerk · Rat erinnert an erstes freigewähltes Stadtparlament vor 50 Jahren · Klaus Oelze neuer Polizeipräsident · Superstar Gloria Estefan konzertiert in der Arena · Richtfest für Teil IV des Technologiezentrums · Circus Barum gibt mit weißen Königstigern Gastspiel in Oberhausen · Bero-Zentrum feiert 25jähriges Jubiläum · Werner Meinecke, ehemaliger Beigeordneter der Stadt, stirbt im Alter von 55 Jahren · Neue Feuerwache Sterkrade an der Dorstener Straße eingeweiht · Varieté-Theater „Masquerade" gastiert in Altenberg · Drillings-Geburt im St. Joseph-Hospital Sterkrade

FÜR JUNGE LEUTE MIT KOPFCHEN

Programm-Palette der Stadtsparkasse für die Szene von 0 bis 20

Gold kann vieles in der Welt, Jugend kauft man nicht um Geld, heißt es in Raimunds „Mädchen aus der Feenwelt." Wohl war. Aber Kaufen und Unterstützen sind in Zeiten, die eine Vielfalt von Aktivitäten immer wieder auch unter dem Aspekt des Sponsorings diskutiert wissen, zwei Paar Schuhe. Die Stadtsparkasse Oberhausen beginnt damit sozusagen im Kreißsaal. Mit einer reichhaltigen Programm-Palette belebt das S, das eben immer wieder Mehr als ein Kreditinstitut sein will, vor allem auch die Szene von 0 bis 20, gewissermaßen vom ersten Lebenstag bis zur Entlassung in den Ernst des Lebens, wenn der denn erst mit 20 beginnt.

Da werden Geschenkgutscheine und Präsente in die Wiege der Neugeborenen gelegt, da gibt es kaum ein Kindergartenfest, bei dem nicht kindgerecht Gespendetes der Stadtsparkasse ausgelost oder ausgespielt wird. Die Aktion Spielsachen für Kindergärten würde den Alltag in den Einrichtungen unterschiedlichster Natur veröden lassen, gäbe es sie nicht.

Das Medienverzeichnis für Grund- und Sonderschulen ebnet dann auch den Weg zum ersten Umgang mit Geld. Du kannst dir dein Schulgeld zurückgeben lassen, besagt ein altes Sprichwort. Schule und Geld sind auch in Jahren der Schulgeldfreiheit kaum mehr voneinander zu trennen, und so ist dieses Verzeichnis nicht zuletzt gewissermaßen ein Reiseführer zu einer breiten Palette von Zielen, die irgendwie mit Geld zu tun haben. Da gibt's Sets mit deutschen und europäischen Banknoten, Puzzles und Broschüren, Filme auf Video auch, die erklären, spielerisch, wie man sinnvoll spart und zweckmäßig ausgibt. Ein Puppenfilm heißt Robinson, lernt wirtschaften. Der muß es ja nun wirklich lernen, hauszuhalten, eine Vorratshaltung zu kreieren, die seiner Selbsterhaltung, auch der Vorsorge dient.

Ein besonders heißer Tip für die Zielgruppe dieses Verzeichnisses ist gewiß das Taschengeldbuch. Darin wird Eltern nämlich vermittelt, wie Kinder lernen können, mit Geld umzugehen. Aber da geht es natürlich auch um die angemessene Höhe des Taschengeldes, ob und wann Streichungen Sinn ma-

Rund 400 junge Leute aus Oberhausen nehmen jährlich am Planspiel Börse teil.

chen und wie es mit Sonderzahlungen steht. Zwar nicht für Kinder gedacht, aber in Kindeshand mit Sicherheit eine spannende Lektüre, wenn mit den Eltern wieder mal das Taschengeld neu verhandelt werden muß.

Gleichwohl reduziert sich das Verzeichnis nicht aufs liebe Geld, im Bereich Sachkunde gibt es Arbeitsmaterialien für den Heimat- und Sachunterricht, zur Auseinandersetzung mit der Umwelt oder der Arbeitswelt, Informationen auch über Struktur und Aufgaben einer Sparkasse. Mit Videokassetten, Folien und Aufklebern ist auch der Bereich Verkehrserziehung des Medienverzeichnisses der Stadtsparkasse Oberhausen reichhaltig bestückt. Auch hier gilt, wenn Kinder die Adressaten sind: Spielerisch unterhaltsam lernen.

Für die Sekundarstufen I und II hält die Stadtsparkasse dann schon Material zu hochanspruchsvollen Geld- und Wirtschaftsthemen be-

reit, auch zu anderen aktuellen Fragestellungen unserer Zeit. Denn wirtschaftliche Zusammenhänge als wichtiges Element, auch politische Zusammenhänge zu verstehen, erhalten in den Lehrplänen an den weiterführenden, auch an

An den Ideenwettbewerben zu Umweltthemen, die unter der Schirmherrschaft von Prof. Heinz Sielmannn stehen, nehmen aus Oberhausen alljährlich etwa 10.000 junge Menschen teil. Mit der Klasse 4a der Josefschule stellte Oberhausen sogar mal einen Bundessieger, ihr Umweltbaum kam auf den 5. Platz.

den berufsbildenden Schulen ein immer größeres Gewicht. Die Liste des Medienverzeichnisses im Sparkassen Schul-Service reicht von Verbrauchertips über alles Wissenswerte mit Blick auf die bevorstehende Euro-Währung bis hin zu Ratschlägen für die erste eigene Haushaltsgründung. Videokassetten, Foliensätze und Broschüren informieren über die DM-Banknotenserie und deren Sicherheit, über die Deutsche Börse, die Bundesbank und die Sparkassenorganisation, über bargeldlosen Zahlungsverkehr, Kredite und electronic cash.

Umfassend für diese Altersgruppe sind auch die Materialien zur Betriebs- und Arbeitswelt mit Informationen etwa über Betriebspraktika oder Arbeitsrecht. Ein Video dokumentiert drei Beispiele für ein Bewerbungsgespräch, Broschüren vermitteln alles Wissenswerte übers Studieren, BAFöG eingeschlossen. Zu erhalten sind unter anderem auch das S-Fachmagazin Wirtschaftsspiegel und eine Wirtschafts-Wandzeitung, Erscheinungsweise jeweils monatlich. Hits bei den Grundschülern, aber auch den Eleven der Sekundarstufen I und II sind die S-Computer-Treffs, in denen die Kids so fit gemacht werden, daß die Eltern am PC hoffnungslos ins Hintertreffen geraten.

Gleichwohl reicht das Jugendangebot der Stadtsparkasse Oberhausen weit über rein Informatives und Lehrhaftes hinaus. Die Sparkasse pflegt enge Kontakte zu Lehrern und Schülern, auch zur Schulverwaltung, inszeniert Aktionen zum Schulanfang und Schulsparen, veranstaltet Preisausschreiben und Ideenwettbewerbe zu Umweltthemen, organisiert Betriebsbesichtigungen und Seminare für Schülerzeitungsredakteure, inseriert in Schülerzeitungen, vergibt Spenden aus dem Topf des PS-Zweckertrages, fördert Schulfeste, gratuliert zum Eintritt in die Erwachsenenwelt, zum 18. Geburtstag, beteiligt sich an der Verkehrssicherheitswoche und betreibt mit dem S-Club seit Jahren einen der größten und erfolgreichsten Anbieter in der Jugendszene, mit Veranstaltungen in Kultur, Sport, Freizeit und allen anderen wichtigen Bereichen der Scene.

Der Mega-Hit im Sparkassen-Schul-Service ist zweifelsohne das alljährliche Planspiel Börse, an dem sich natürlich auch Oberhausener Schülerinnen und Schüler mit riesigem Engagement beteiligen. 1995 machten bundesweit mehr als 400 000 Schüler (!) in rund 41 000 Spielgruppen mit, 1996 kamen neben dem Hauptbörsenplatz Frankfurt erstmals London als zusätzlicher Börsenplatz und eine Wette auf den Dax dazu.

Bei dem Spiel wird ein Wertpapier-Depot aufgebaut und umgeschichtet. Fiktiv ist allein das Startkapital in Höhe von 100 000 DM, das jeder Gruppe zur Verfügung steht. Danach wird alles unter realistischen Bedingungen abgespult. Auf der Basis der Kassa-Kurse der Frankfurter und der Schlußkurse der Londoner Wertpapierbörse können die Schüler ihr Geld in Wertpapieren anlegen. Nach rund elf Wochen wollen die Gruppen ihr Kapital dann natürlich möglichst vermehrt haben, das Planspiel Börse läuft als Wettbewerb, die erfolgreichsten Spekulierer gewinnen. Allerdings steht hier so etwas wie der olympische Gedanke im Vordergrund. Dabeisein ist vor allem wichtig, unter pädagogischen Aspekten steht nicht das spekulative Gewinnstreben im Zentrum, Einblicke in das Drum und Dran des Börsen-Szenarios sollen vorrangig gegeben werden.

In 15 Sportarten ist die Stadtsparkasse Oberhausen im Rahmen des Bundeswettbewerbes „Jugend trainiert für Olympia" bei Stadtmeisterschaften im Schulsport als Veranstalter mit dabei, seit 15 Jahren auch wie alle Rheinischen Sparkassen beim Wettbewerb für Schülerzeitungen, der schon oft Oberhausener Schulen unter den Siegern sah. Regelmäßig werden auch Arbeiten von Schülern in Filialen der Stadtsparkasse ausgestellt.

Für Kinder mit Köpfchen ist der Untertitel der Monatsbroschüre „Hallo", die auf lustig karikierende Art Lernbeispiele konstruiert. Das Motto kann man auf das Stadtsparkassenangebot für Menschen von 0 bis 20 übertragen: Für junge Leute mit Köpfchen.

TRAÜMEN IM FLIC FLAC EIN TRAUM

Ein Circus der besonderen Art in unserer Stadt

MICHAEL SCHMITZ

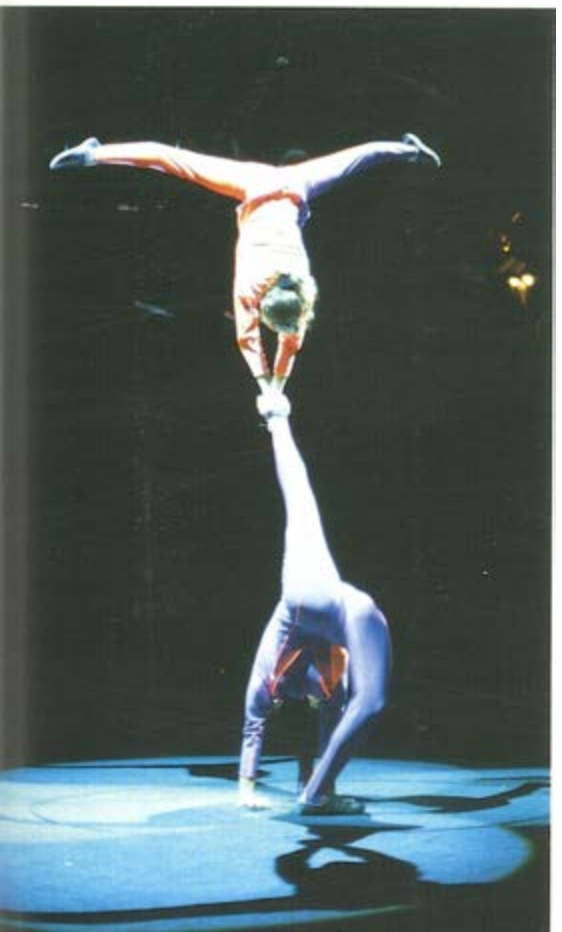
Träume nicht dein Leben, lebe deinen Traum. Und der einzige Weg, seine Träume zu verwirklichen ist: Aufwachen. Vor sieben Jahren sind zwei Brüder aus Bocholt, die Brüder Kastein, in Oberhausen aufgewacht. Was dann passierte, beschreiben die beiden in Kurzfassung so: „Benno hatte einen Wohnwagen, den tauschte er gegen ein Chapiteau, dann bauten er und Lothar einen Circus: ‚Flic Flac'. Ist das etwas Besonderes? Da ist doch nichts besonderes dabei, oder?" Darüber läßt sich streiten, trefflich streiten fürwahr. Von Mitte März bis Anfang Mai 1996 war Flic Flac sozusagen in seiner verflixten siebenten Saison wieder einmal in Oberhausen zu Gast, inszenierte vor dem See im Revierpark Vonderort Circus vom anderen Stern. „Gnadenlos", der Titel der neuen Show ist Programm.

Beide waren vor 1989 viele Jahre lang als Artisten in den großen Manegen der Welt aufgetreten, hatten beim legendären Circusfestival in Monte Carlo, dem weltweit gewiß bedeutsamsten Artistenwettbewerb, den Silbernen Clown gewonnen, waren lange Zeit mit der Truppe von Franz Althoff gereist. Der hat in seinem Buch „So'n Circus" geschrieben: „Einen Circus zu gründen ist so ziemlich das Wahnsinnigste, das ein Mensch tun kann." So gesehen hatte er zwei Wahnsinnige in seinem Team, Benno und Lothar Lastein.

„Wir haben soviel in den Circussen gesehen, und oft dachten wir: ‚Das könnte man anders machen, da kann man mehr draus machen'." Und dann machten sie vieles anders. Beim künstlerischen Konzept standen, kein Zweifel, Roncalli und der alles überragende kanadische Cirque du soleil Pate. Keine Löwen sollten brüllen, keine Bären brummen, keine Pferde nach dem Dirigat einer Dressur tanzen. Die Kasteins gingen sogar noch weiter, keine klassische Manege, keine Sägespäne, ein Bühnenboden. Und sie widerstanden der Versuchung, ihre Vorbilder zu kopieren, machten nicht auf Nostalgie wie Roncalli, auch keine mystisch beladene Show wie die Kanadier.

Von der Geburtsstunde an steht „Flic Flac" für ein atemberaubendes Tempo, in dem Artistik und Akrobatik der absoluten Weltklasse geboten werden. Respektlos, ebenso rotzfrech wie verträumt poesievoll, „adelt das Ensemble selbst den hinterletzten Klamauk noch zu hoher Kunst, wenn etwa Heino durch die schwarzbraune Haselnuß gezogen wird oder zwei Kellner einen Gourmet zur Verzweiflung treiben", schrieb man nach der Oberhausener Premiere im April '96. Wo in anderen renommierten Circussen 16 Hulla Hopp-Reifen, die sich um den Körper einer Artistin drehen, als Weltrekord angekündigt wurden, ließ die Spanierin Denise Randoll bis zu 28 Reifen um ihren makellosen Body kreisen. Zwei Hochseil-Rocker trieben mit Sprüngen, Überschlägen und unglaublichen Balance-Akten, den Beinahe-Absturz eingeschlossen, den Fans wahre Schweißfluten auf die Stirn. Und doch sieht bei „Flic Flac" alles so unspektakulär aus, so verblüffend einfach, wenn etwa ein Artist mit Tischtennisbällen jongliert, per Mund, nicht per Hand, wenn die Kasteins auf dem rotierenden Riesenrad herumspringen, wenn der Hausmeister auf dem Tampolin die Ganoven aufmischt oder auf einem winzigen Rondell Breakdance auf dem Kopf geboten wird.

Wo's anderswo peinlich wirken könnte, etwa bei einer Parodie mit Behinderten, dem hocherotischen Anmachetanz einer Strapslady vor einem Blinden, da gerät dies bei



Nostalgische Gefühle weckt das Zelt vom Circus „Flic Flac"

Akrobaten von Weltklasse bringen jugendliche Frische auf die Circusbühne

„Flic Flac" zu einer unendlich zarten Liebeserklärung an Minderheiten. Und die Absage zum Finale, sie zeigt, wo dieser Circus steht. Ohne Ausländer, so heißt es, wäre das Programm nach der dritten Nummer beendet gewesen. Bewegend, wahrlich ein Spiel ohne Grenzen.

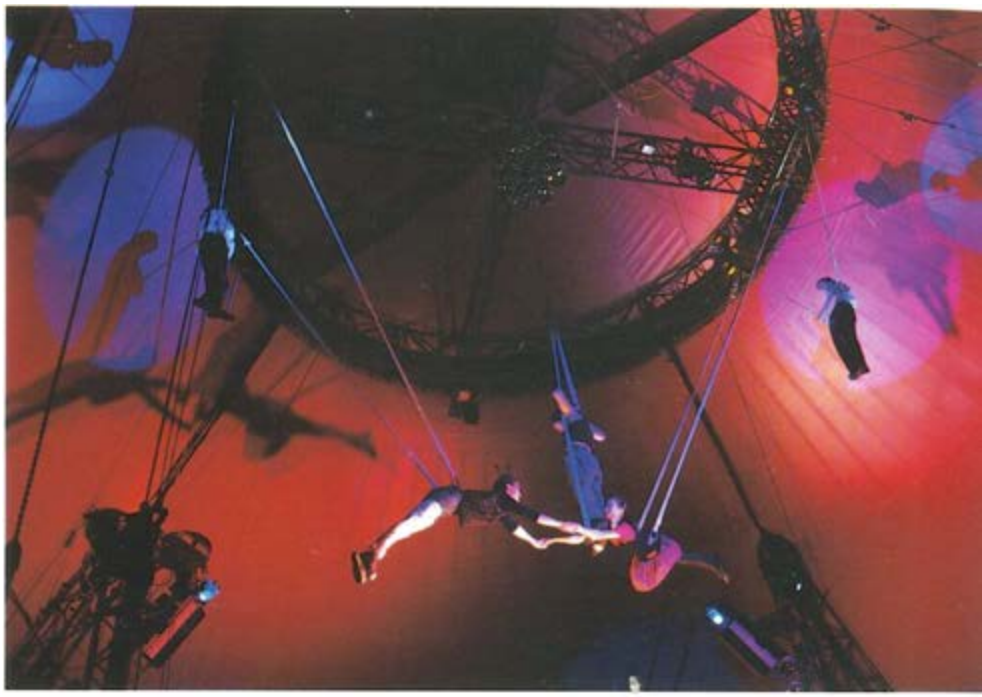
Gewiß, der technische Aufwand mit hydraulisch beweglicher Bühne und einer manche Megadisco in den Schatten stellenden Lightshow ist beachtlich, nichts aber wirkt glatt perfektioniert, eine sicherlich bis ins Detail geprobte und abgestimmte Show behält immer den Charakter der Improvisationskunst, der Performance fürwahr. „Flic Flac", das ist Theater und Circus, Show und Varieté, Komödiantik und allerbeste Blödelkunst, ist Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung.

Angefangen hat dies in Oberhausen, vor sieben Jahren, und so restlos überzeugt, daß die beiden Kasteins das alles richtig machen mit einem eigenen Circus, so restlos überzeugt war damals nur ihr Vater Kurt. Der hatte nach dem Krieg selbst mal ganz kurz einen Mini-Circus gehabt, seinen Söhnen die ersten Kunstgriffe der Artistik beigebracht, hat dann, Ende der 80er, sein kleines Häuschen beliehen, damit Benno und Lothar den Traum vom eigenen Circus zu leben wagen konnten. Ganz und gar nicht überzeugt war Lothars Ehefrau Scarlett, die den Alltag eines aufgrund seiner internationalen Spitzenstellung ja durchaus gesicherten Artisten nicht mit dem Risiko eines eigenen Unternehmens tauschen wollte. An der Kasse hat sie damals gesessen, in Oberhausen. Und dann schrieb sie zwei Jahre später in einem „Flic Flac"-Buch: „Überzeugt von der Richtigkeit dieses Unternehmens war ich aber lange Zeit nicht. Diese Überzeugung stellte sich erst bei unserer allerersten Premiere in Oberhausen ein, da habe ich fälschlicherweise gedacht, wir hätten es geschafft. Meine Aufgabe in unserem Geschäft ist der Kartenverkauf und die Kasse. Der Kassenwagen, den Benno in Oberhausen mit soviel Liebe eingerichtet hatte, ist mein Reich. Über meinem Schreibtisch hängt ein gerahmter Hundert-Mark-Schein, und darüber will ich etwas erzählen.

Das ist nämlich der erste Schein, den ich in diesem Kassenwagen eingenommen habe. Dies geschah zwei Tage vor der Premiere in Oberhausen. Ich saß aufgeregt am Kassenfenster und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Noch

hatte ich keine einzige Eintrittskarte verkauft.

Eine Frau kam an den Schalter und erkundigte sich nach den Preisen. Sie tat ganz normal, als ob es alltäglich war, daß ich ihr Karten verkaufen würde. Ich wurde ganz nervös und konnte kaum sprechen. Sie kaufte dann drei Sperrsitzkarten für 81 DM, ich erzählte ihr fröhlich, daß sie die erste Person war, die bei mir Karten kaufte. Worauf die Dame mich etwas befremdlich musterte, ihr Wechselgeld schnappte und sich beeilte, fortzukommen. Das ist der Hunderter, der bei mir im Büro hängt. Und nach der Premiere, da schlug unsere Euphorie haushohe Wellen, wir dachten alle, jetzt kommt



Artistik unter der Kuppel und Anmut auf der Bühne, die Show „Gnadenlos" begeistert ganz Europa

‚Flic Flac' und die Sache ist gelaufen. Daß dem nicht so war, zeigte die Folgezeit, als wir stets zwei Monate spielten und dann eine Pause einlegen mußten, weil schon wieder kein Geld mehr da war..."

Dem ist heute wohl nicht mehr so. Was einst mit Ausnahme des gegen Bennos Wohnwagen eingetauschten Zeltes komplett noch von eigener Hand gewerkelt wurde, um das bauliche Gerüst für den eigenen Circus zu schaffen, ist inzwischen Bestandteil eines Unternehmens mit professionellem Management. „Flic Flac" ist eine Größe in der internationalen Circuswelt, gehört zu den handverlesenen Truppen, die den Weg weisen ins nächste circensische Jahrtausend. Einer schillernd inszenierten Konsumwelt mit bunten Traumreisen in ein Disneyland nach dem anderen – was ganz und gar nicht despektierlich gemeint sein soll – setzt „Flic Flac" ein ganz besonderes Reich der Träume entgegen, voller Spontaneität und Phantasie: Träume nicht dein Leben, lebe deinen Traum. Das gerade in Oberhausen diese zwei so gegensätzlichen Traumwelten immer mal wieder aufeinanderprallen, man kann es sich gar nicht oft genug wünschen.

Oberhausen hat – was den notwendigen Strukturwandel betrifft – einen großen Schritt nach vorn gemacht. Mit der Eröffnung des Centr*O*. werden die Konturen der Neuen Mitte immer deutlicher. Für auswärtige Besucher ist die Stadt mit dem Gasometer, dem Einkaufszentrum oder der Arena interessant geworden.

Themen, denen sich der Jahrbuch-Band „Oberhausen '97" ebenso widmet wie anderen Geschichten und Geschichtchen, die die Stadt liebens- und lebenswert machen. Wie immer beleuchtet von Journalisten aus Oberhausen.

Plitt Druck- und Verlag, Oberhausen